

Zuhause in Almanyay

Türkisch-deutsche Geschichten & Lebenswelten
DOSSIER



Impressum

Herausgeber

Heinrich-Böll-Stiftung
Schumannstraße 8
10117 Berlin
www.boell.de

Das Online-Dossier wurde veröffentlicht auf www.migration-boell.de im November 2011.

Direktlink: http://migration-boell.de/web/integration/47_3025.asp

V.i.S.d.P. Olga Drossou, MID-Redaktion, Heinrich-Böll-Stiftung

Dossier-Redaktion:

Das Dossier wurde von Amin Farzanefer und Lale Konuk konzipiert und redigiert.

Titelblatt: Collage Berlin-Istanbul

Foto links: Berlin Skyline dChris <http://bit.ly/sko1V9> - CC BY 2.0

Foto rechts: Istanbul Skyline depo <http://bit.ly/rRIZMO> CC-BY-NC-SA 2.0



Das gesamte Dossier und die einzelnen Beiträge stehen unter einer Creative Commons Lizenz. Sie dürfen verbreitet, vervielfältigt oder öffentlich zugänglich gemacht werden unter folgenden Bedingungen:

Namensnennung – Sie müssen den Namen des Autors/der Autorin und des Rechteinhabers (Heinrich-Böll-Stiftung) sowie die URL des Werks (Direktlink) nennen.

Keine kommerzielle Nutzung - Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.

Weitergabe unter gleichen Bedingungen - Wenn Sie das lizenzierte Werk verändern, dürfen Sie die daraufhin neu entstandenen Werke nur unter Verwendung von identischen oder vergleichbaren Lizenzbedingungen weitergeben.

Abweichungen von diesen Bedingungen bedürfen der Genehmigung des Rechteinhabers.

Kontakt: MID-redaktion@boell.de

Lesen Sie den ausführlichen Lizenzvertrag unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/legalcode>

Zuhause in Almanya –

Türkisch-deutsche Geschichten & Lebenswelten

DOSSIER

Heinrich-Böll-Stiftung

November 2011

Inhaltsverzeichnis

Über das Dossier	4
Cigdem Akyol ZUHAUSE IN ALMANYA - 50 JAHRE TÜRKISCHE EINWANDERUNG IN DEUTSCHLAND	6
Semiran Kaya EINBLICKE IN DAS KORSETT – ERFAHRUNGEN EINER NEU-DEUTSCHEN	13
Mürvet Öztürk VIELFALT UND PARTIZIPATION IN DER „TÜRKISCHEN COMMUNITY“ IN DEUTSCHLAND	18
Amin Farzanefar DIE ZWEITE LEINWAND	23
Martina Priessner „WIR MÜSSEN FAHREN. WIR LIEBEN ES. ES IST EINE KUNST.“	29
Canan Topçu VON HIER NACH DORT - PER FERNBEDIENUNG UND MAUSKlick. ÜBER DEN WANDEL TÜRKISCHSPRACHIGER MEDIENANGEBOTE IN DEUTSCHLAND	36
Murat Kayi „DER TÜRKE IN DER MÜLLTONNE“ – WIE DIE TÜRKEN DEN TÜRKENWITZ RETTETEN	42
Martin Greve MIGRATION VON MUSIK AUS DER TÜRKEI NACH DEUTSCHLAND	47
Maren Möhring DIE TÜRKISCHE GASTRONOMIE IN DER BUNDESREPUBLIK. EINE MIGRATIONS- UND KONSUMGESCHICHTE	54
Kadriye Acar TÜRKISCHE UNTERNEHMENSGRÜNDERINNEN IN DEUTSCHLAND	61
Dogan Akhanli MEIN VATER NANNT MICH “FORD”	67

Über das Dossier

Fünfzig Jahre nach dem Abschluss des deutsch-türkischen Abkommens zur „Anwerbung und Vermittlung ausländischer Arbeitnehmer“ ist eine Bilanz der Integration der EinwanderInnen aus der Türkei ein aussichtsloses Unterfangen. Zu vielfältig sind die Lebenswelten und -geschichten der AkteurInnen, zu sehr entziehen sich die Kinder der Migration einer trennscharfen Einordnung in Schubladen. Politisch und medial bleibt die Debatte über die Versäumnisse der Vergangenheit indes in vollem Gange: über die Verantwortung des Entsendelandes, das von der Auswanderung seiner BürgerInnen profitiert, und vor allem über die des Aufnahmelandes, das zunächst keine Vorstellung von den Auswirkungen der Arbeitsmigration hatte und erst spät, viel zu spät, die Einwanderungsrealität akzeptiert hat.

So wird über die Probleme und Konflikte des Zusammenlebens heftig und kontrovers debattiert - oft auf dem gleichen Niveau wie vor dreißig Jahren. Es dominiert die Fixierung auf Probleme und Prekarität in den Debatten um die Bildungsintegration von Kindern aus sogenannten „bildungsfernen“ Einwanderfamilien, die Gleichstellung muslimischer Gemeinschaften und den Islamunterricht in den Schulen, die Geschlechterrollen oder die gleichberechtigte Teilhabe und Partizipation der DeutschtürkInnen.

Die Debatten kreisen immer um dieselben neuralgischen Punkte, die letztendlich das Bewusstsein der Öffentlichkeit mehr prägen als der angestrebte oder schon alltäglich gelebte Pluralismus. Immer wieder werden überkommen geglaubte Vorstellungen vom „Anderen“, vom „Fremden“ pauschalisierend aufgerufen und lenken den Blick von der Vielfalt der deutsch-türkischen Lebenswelten ab.

Aber neben den eingeforderten Frauenrechten, Deutschkursen und Jugendprojekten, so wichtig und unverzichtbar sie auch sind, gehört zum Gesamtbild

Olga Drossou
Heinrich Böll Stiftung

auch der Blick auf wirtschaftliche und kulturelle Leistungen und Erfolge der EinwanderInnen, die im Zentrum, im Herzen der Einwanderungsgesellschaft stattgefunden haben und stattfinden.

Auch dort, wo explizit der Erfolg wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Wanderungs- und Wandlungsprozesse hervorgehoben wird – etwa mit Blick auf das deutsch-türkische Kino - bleibt die Beschäftigung allzu oft noch an der Oberfläche. „Almanya“ etwa, eine vergnüglich-nostalgische Komödie, die aus unseren Tagen in die Zeit der ersten türkischen Gastarbeitergeneration zurückschaut, mag mit seinem breiten Publikums-zuspruch auch den Bedarf nach einer neuen Sicht auf die gemeinsame türkisch-deutsche Geschichte anzeigen – stellvertretend für die Geschichte, die Deutschland mit den anderen Anwerbeländern teilt. Doch noch stehen weitere Versuche aus, die deutsche Nachkriegsgeschichte auch als Geschichte der Arbeitsmigration zu betrachten. Es bleibt zu hoffen, dass das Jubiläum mit seiner Fülle von Veranstaltungen, Veröffentlichungen, Ausstellungen und Sondersendungen nun einen neuerlichen Anstoß zu einer nachhaltigeren, auf die Zukunft gerichteten Rückschau gibt.

Dieses Dossier nutzt das Jubiläum des türkisch-deutschen Anwerbeabkommens als Anlass, um Blicke in ganz alltägliche Phänomene wie Essen, Fernsehen, ins Kino gehen, Musikhören und Reisen zu werfen und neue Einsichten in die Lebenswelten der deutsch-türkischen Einwanderungsgesellschaft zu gewinnen. Es verzichtet auf Beiträge zu den üblichen Problemfeldern, nicht, weil die Probleme marginal sind, aber weil sie zu oft den Blick für das verstellen, was es sonst noch Wertvolles zu entdecken gibt. Und das soll hier im Mittelpunkt stehen.

Amin Farzanefar und Lale Konuk
Dossier-Redaktion

Cigdem Akyol

Zuhause in Almanya - 50 Jahre türkische Einwanderung in Deutschland

Die Geschichte der Begegnungen von Deutschen und TürkInnen in der deutschen Einwanderungsgesellschaft ist die Geschichte eines doppelten Missverständnisses.

Erstes Missverständnis: Die GastarbeiterInnen kamen mit einem offenen Zeithorizont, wollten meist aber nur wenige Jahre bleiben. Sie wurden von der Bundesregierung mit dem Anwerbestopp 1973 schroff konfrontiert, dabei waren sie nicht selten längst zu einheimischen InländerInnen geworden.

Zweites Missverständnis: Der Übergang von befristeten zu Daueraufenthalt und schließlich zur Einwanderung wurde von Teilen der Gesellschaft - etwa den Kirchen und Gewerkschaften - frühzeitig registriert. Doch die Politik übte sich in Erkenntnisverweigerung: „Die Bundesrepublik“ sei kein Einwanderungsland, hieß es so noch lange seitens der Bundesregierung. Doch Deutschland war und ist ein Einwanderungsland. Und das nicht wider Willen, denn die Migration wurde von hier aus zumindest in den Anwerbejahren aktiv gefördert. Wider besseren Wissens wurde dennoch Jahrzehnte weiter das Gegenteil behauptet.

Sie haben vergessen zurückzukehren

Die Trümmer waren weggeräumt, etliche deutsche Männer waren erst seit kurzem wieder zurück aus der Kriegsgefangenschaft, die Demokratie befand sich im Wiederaufbau, noch war nichts gefestigt. Zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs brauchten die Deutschen Hilfe aus dem Ausland. Die eigenen Kräfte reichten nicht aus, um das Land aufzubauen und die Wirtschaft anzukurbeln, denn die Republik erlebte einen Boom. Man erreichte Ende der 1950er Jahre nahezu Vollbeschäftigung. Bereits 1953 wurde im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau der Bundeswehr über eine „Heranziehung außernationaler Kräfte“ beraten. 1955 unterzeichneten Deutschland und Italien das Anwerbeabkommen und die ersten „GastarbeiterInnen“ aus Italien kamen. SpanierInnen, GriechInnen, PortugiesInnen, JugoslawInnen und vor allem Menschen aus der Türkei folgten.. Menschen, die ihr Land aus Armut verlassen hatten, andere sind aus Abenteuerlust, zum Studium oder aus Liebe hier gelandet. Gründe für Migration gibt es viele.

Der Mauerbau 1961 und das Abreißen des Flüchtlingsstroms aus dem Osten taten ein Übriges: Mit dem Mauerbau wurde die Arbeitsmigration zu einem wahren Massenphänomen. Es war die CDU unter Bundeskanzler Konrad Adenauer, welche die GastarbeiterInnen ins Land holte. Ein zweiseitiges Abkommen mit einem langen Aktenzeichen wurde am 30. Oktober 1961 zwischen dem Auswärtigen Amt und der türkischen Botschaft hin und her gesandt, ohne feierliche Zeremonie. "Die Türkische Botschaft beehrt sich, dem Auswärtigen Amt mitzuteilen, dass sich die Regierung der Republik Türkei mit den Vorschlägen der Regierung der Bundesrepublik Deutschland einverstanden erklärt", fügte die Botschaft dem Schreiben hinzu und bestätigte so „die Vermittlung von türkischen Arbeitnehmern nach der Bundesrepublik Deutschland“.

Mehr als zweieinhalb Millionen Türkeistämmige bewarben sich zwischen 1961 und 1973 um eine Arbeitserlaubnis. Nur jede/r Vierte erhielt sie. Zwischen der Gesundheitsprüfung „aus seuchenhygienischen Gründen“ in der Türkei wie auf dem Viehmarkt und der Abreise nach Deutschland lagen oft nur wenige Tage. Mit Sonderzügen wurden Hunderttausende Menschen aus der Türkei nach Impfung und ärztlicher Tauglichkeitsprüfung von Sammelstellen in Ankara und Istanbul über München nach Deutschland geholt und auf die Industriegebiete der Republik verteilt.

Die Ankömmlinge hielten es meist überhaupt nicht für notwendig, die fremde Sprache zu lernen. Schließlich waren sie AuswanderInnen auf Zeit, wozu also Energie verschwenden? Und in Deutschland wurde kaum etwas getan, um sie aus ihrer Muttersprache herauszulocken. Schließlich waren sie nur kurzfristig hier und die Bundesrepublik kein Einwanderungsland. Wozu also Gelder verschwenden? Welche Anstrengung es kostet, neben und nach der Arbeit eine Sprache zu lernen, konnten sich viele ausmalen. Welche Anspannung es jedoch bedeutet, sich ohne Worte zurechtfinden zu müssen, war von der Mehrheitsgesellschaft nur schwer zu begreifen.

Viele der MigrantInnen lebten zunächst in Massenquartieren. Die sogenannte „Baubudenverordnung“ von

1959 sah je eine Schlafgelegenheit in Etagenbetten vor, einen abschließbaren Spind, einen Platz am Esstisch und einen Stuhl pro Person. Im „Gastarbeiter-Lager“ – so hieß das damals wirklich – der Firma Philipp Holzmann in Frankfurt-Rödelheim kamen auf 800 Menschen nur acht Duschen und fünf Wasserhähne. Die MigrantInnen arbeiteten vor allem als IndustrierarbeiterInnen und nahmen der Mehrheitsgesellschaft die unfallträchtigen Jobs ab. Die einstigen LandarbeiterInnen wurden als „ungelernte Arbeitskräfte“ eingestuft. Bundesregierung und Wirtschaft frohlockten: Die AusländerInnen seien "im besten Schaffensalter zwischen 18 und 45 Jahren", sie zahlten kräftig Steuern und Sozialversicherungsbeiträge.

Entsprechend euphorisch begrüßte der damalige Präsident der Bundesanstalt für Arbeit, Josef Stingl, im November 1969 auf dem Münchner Hauptbahnhof den Millionsten Gastarbeiter. Der 24-jährige Ismail Bahadır aus Konya bekam vor seinem Weitertransport zu den Mainzer Klöckner-Werken einen Fernseher geschenkt, und Stingl sagte dem Neuankömmling *„die Deutschen sind hilfsbereit und verständnisvoll. Besonders dann, wenn der Ausländer ein fleißiger Mensch ist.“* Dass viele Ankömmlinge kaum lesen und schreiben konnten, dass ein Weg zur Teilnahme an der deutschen Gesellschaft deshalb für diese Menschen besonders weit sein würde, störte damals niemanden. Die „Gastarbeiter“ sollten ohnehin nach ein paar Jahren Arbeit wieder nach Hause fahren.

Aber die Idee von einer frei verfügbaren und vollkommen kontrollierbaren „industriellen Reservearmee“ (Historiker Ulrich Herbert) ließ sich nicht lange halten. Aufgrund der sich eintrübenden Wirtschaftslage verhängte die sozial-liberale Regierung Willy Brandts 1973 einen Anwerbestopp, und die „GastarbeiterInnen“ wurden zu ökonomischem Ballast erklärt. Vielen der MigrantInnen wurde klar, dass eine abermalige Einreise nicht möglich sein würde, und sie holten ihre Familien nach. Auch ein Gesetz Anfang der 1980er Jahre zur Förderung der Rückkehrbereitschaft, welches jedem ausreisewilligen „Gastarbeiter“ eine Prämie versprach, brachte nicht den von der Bundesregierung gewünschten Erfolg, denn in der Türkei gab es immer wieder Militärputsche, Wirtschaftskrisen und Inflationsschübe.

Zum Zeitpunkt des Anwerbestopps lebten etwa 800.000 Menschen aus der Türkei in Deutschland. Heute leben

rund 2,5 Millionen türkeistämmige Menschen in der vierten Generation hier. Die große Mehrheit von ihnen ist entweder auf dem Weg des Familiennachzugs hergekommen oder hier geboren. Denn Migration ist nicht nur eine Sache von Einzelnen, ganze Familien hängen daran. Wer geht, der verlässt auch ein lebendiges Netz von Beziehungen, das neu geknüpft werden muss oder das der Person nachfolgt. Doch die erste Generation hat den Traum von der Rückkehr nie aufgegeben, sie hat ihn nur immer weiter aufgeschoben – 30 Prozent der damals eingewanderten TürkInnen sind wieder zurück in die Türkei gegangen, und mittlerweile folgen ihnen auch Urenkel.

Von Einbeziehung und Ausgrenzung

Die Selbstverständlichkeit und Gelassenheit türkischen Lebens in Deutschland beruht auf einem langen und steinigen Weg, der zu vielen Höhepunkten führte und dennoch an manch schmerzhaften Grenzen stieß. Vor allem die Wende war für viele TürkInnen ein einschneidendes Erlebnis. *„In Auseinandersetzungen und Debatten um den Mauerfall 1989 und die deutsche Einheit 1990 ist die Perspektive verengt auf die Erfahrungswelten des deutschen Bevölkerungsanteils diesseits und jenseits der ehemaligen Grenze“*, kritisiert Nevim Cil vom Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt Universität zu Berlin.

„Der Wiedervereinigungslogan 'Wir sind ein Volk' zielte auf die Einheit der Angehörigen des Volkes mit einem deutschen Hintergrund, nicht etwa auf die Einheit der Bevölkerung in Deutschland. Der Mauerfall und die deutsche Wiedervereinigung veränderten das gesellschaftliche Gefüge. Die Zwei-Gruppenkonstellation (Westdeutsche-Einwanderer) wurde zu einer Drei-Gruppen-Konstellation (Westdeutsche – Ostdeutsche - Einwanderer) und drängte zu einer Neupositionierung der einzelnen Gruppen“, sagt Cil.

Nach der Wiedervereinigung und im Zuge einer politischen Debatte um das Asylrecht kam es in Deutschland immer häufiger zu rassistisch motivierten Gewalttaten. Die Pogrome und Brandanschläge von Hoyerswerda (1991), Rostock (1992), Mölln (1992) und schließlich Solingen (1993), wo Rechtsextreme das Haus einer türkischen Familie in Brand setzten und fünf Menschen

starben, führten dazu, dass MigrantInnen sich aus Angst zurückzogen. Verheilt sind diese Wunden bis heute nicht.

2008 zeigten Ergebnisse einer Umfrage im Auftrag der „Zeit“, wie gespalten die DeutschtürkInnen heute noch sind. So sagte jede/r zweite Türkeistämmige, sie oder er habe immer noch das Gefühl, hierzulande nicht willkommen zu sein. Dennoch sagten zwei Drittel auch, dass es gut gewesen sei, dass ihre Familien hierhergekommen sind. Die überwältigende Mehrheit der TürkInnen in Deutschland wünscht sich, dass auf ihre Eigenheiten mehr Rücksicht genommen wird. Zwar betonte Bundeskanzlerin Angela Merkel, sie sei auch die Regierungschefin der hier lebenden Menschen aus der Türkei. Doch bei der Studie stellte sich auch heraus, dass 78 Prozent der DeutschtürkInnen Angela Merkel nicht als ihre Kanzlerin empfinden. Bei den Frauen sind es sogar 83 Prozent.

Doch woher kommt dieser Zwiespalt? Warum fühlen sich Menschen hier in der vierten Generation noch immer nicht angenommen?

Wer Teil dieser Gesellschaft ist, das definiert das hiesige Recht sehr genau.

"Nach dem Staatsangehörigkeitsrecht ist deutscher Staatsangehöriger, wer die deutsche Staatsangehörigkeit erworben und nicht wieder verloren hat. Jeder Person, die die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, stehen in der Bundesrepublik Deutschland die gleichen Rechte und Pflichten zu, unabhängig davon, auf welche gesetzlich vorgesehene Weise die Staatsangehörigkeit erworben wurde", so definiert es das Bundesinnenministerium.

Menschen mit Migrationshintergrund, die hier geboren werden, müssen ihre Einbürgerung beantragen. Wer das nicht macht, dem kann etwa bei kriminellen Vergehen abgeschoben werden, dass Menschenrecht auf Heimat, welches in anderen Zusammenhängen häufig hervorgehoben wird, ist hier ein wenig diffus geraten ist.

Debatten: Von der „Leitkultur“ bis hin zu den „Kopftuchmädchen“

"Es kennzeichnet die Deutschen, dass bei ihnen die Frage, was ist deutsch, niemals ausstirbt", stellte einst schon Friedrich Nietzsche fest. Seit Menschen aus anderen Ländern nach Deutschland einwandern, wird über sie gestritten, leidenschaftlich und polemisch debattiert, und natürlich werden die AusländerInnen auch instrumentalisiert.

Roland Koch, einst Ministerpräsident von Hessen, sprach von der größeren "Anpassungserwartung" an "diejenigen, die zusätzlich ins Land kommen". Im Landtagswahlkampf 1999 des damaligen hessischen Unions-Chefs gegen die doppelte Staatsbürgerschaft konnten die WählerInnen an CDU-Stände kommen, um "gegen die Ausländer zu unterschreiben". Binnen weniger Wochen sammelte Koch in seinem ersten Wahlkampf fünf Millionen Unterschriften gegen die geplante Staatsbürgerschaftsreform der rot-grünen Bundesregierung. Wolfgang Schäuble wünschte sich die "Eingliederung fremder Kulturen", und der frühere CSU-Chef Edmund Stoiber hatte schon immer vor dem multikulturellen "Mischmasch" gewarnt. Alt-Bundeskanzler Helmut Kohl bat die Ausländerbeauftragte Cornelia Schmalz-Jacobsen nicht ein einziges Mal zu einem offiziellen Gespräch über AusländerInnen. Und die Bundesregierung weigerte sich in den 90er-Jahren konsequent, sich zum längst real gewordenen Status als Einwanderungsland zu bekennen, ja betonte sogar, dass Deutschland nach wie vor kein solches sei.

Kurze Zeit später hielten neue Reizvokabeln Einzug in die Öffentlichkeit. Der Begriff "deutsche Leitkultur" wurde im Jahr 2000 erstmals von Friedrich Merz verwendet. Der damalige Unions-Fraktionschef löste damit eine heftige Debatte aus. Trotzdem nahm die CDU 2007 den umstrittenen Begriff der „Leitkultur“ in ihr Grundsatzprogramm auf.

Und dann betrat ein ganz neuer Migrationsexperte die Bühne: Thilo Sarrazins „Deutschland schafft sich ab“ steht seit seinem Erscheinen im August 2010 auf der Spiegel-Bestsellerliste. Sarrazins Thesen sind schnell zusammengefasst: Er sagt, er habe nichts gegen MuslimInnen, er finde sie nur meist dumm. Er sieht sich als Sozialdemokrat, der ausspricht, was sich sonst angebe-

lich keiner zu sagen traut: dass sich Deutschland abschafft und MuslimInnen Europa unterwandern. Am 17. Oktober 2010 erklärte Kanzlerin Angela Merkel dann, dass der multikulturelle Ansatz des Zusammenlebens gescheitert sei. Dennoch gratulierte Merkel dem türkeistämmigen deutschen Fußballnationalspieler Mesut Özil nach einem 3:0 gegen die Türkei öffentlichkeitswirksam in der Umkleidekabine.

Bei der Diskussion um den Sozialdemokraten Sarrazin wurde sein Parteigenosse, der frühere Bundeskanzler Helmut Schmidt, übergangen. Schmidt hat sich zwar nie für angeblich genetisch bedingte Intelligenzunterschiede interessiert, sich aber mehrfach kritisch über die Zuwanderung geäußert.

Eine „*kulturelle Einbürgerung*“ der ausländischen EinwohnerInnen sei bisher nur „*sehr unzureichend gelungen*“, schreibt er zum Beispiel in „Außer Dienst“, seinem vor drei Jahren erschienenen politischen Vermächtnis, und folgert: „*Wer die Zahlen der Muslime in Deutschland erhöhen will, nimmt eine zunehmende Gefährdung unseres inneren Friedens in Kauf.*“ Als damaliges Kabinettsmitglied wirkte er an dem Anwerbestopp von 1973 mit, den die Regierung Willy Brandt erließ.

Das Eigene und das Fremde: zu Hause in Almanya

Der erste, der als Türke prominent wahrgenommen wurde, war der Journalist Günter Wallraff. Dunkelhaarig und mit Schnäuzer getarnt, begab sich Wallraff als „Ali“ in die Welt der Gastarbeiter und malochte unter Tage. Sein daraus resultierendes Buch „Ganz unten“ ist seit seinem Erscheinen 1985 millionenfach verkauft worden.

Die türkische Migrationsbewegung nach Deutschland ist eine Geschichte von Trennung und Wiederbegegnung, von Fremde und Heimat, von Zusammenleben und Zusammenwachsen. Das „Land der Arbeit“ wurde von Jahr zu Jahr mehr zum „Land des Lebens“. In den vergangenen 50 Jahren hat es neben all den Schwierigkeiten auch überall deutsch-türkische Erfolgsgeschichten gegeben. Lebensläufe von Menschen, die hierher gekommen sind und Familien gründeten, die sich in vielfältiger Form einbringen. Sie prägen das kulturelle, gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Leben dieses Landes massiv mit. Die einstigen Fremden haben die Republik verändert, das Land ist

bunter geworden. Und die Mehrheitsgesellschaft musste einen Perspektivwechsel annehmen: Aus den „Gastarbeitern“ wurden MitbürgerInnen, die nicht mehr nur unter Tage arbeiten und die das Leben in zwei Kulturen für sich nutzen.

Doch was bedeutet der Spagat zwischen zwei Kulturen? Die türkeistämmige Schauspielerin Renan Demirkan schildert, sie sei immer und überall die Exotin gewesen. Deutsche RegisseurlInnen wollten ihr Klischeerollen verpassen, türkische RegisseurlInnen mochten ihr angeblich holpriges Türkisch nicht. In der Tageszeitung „Hürriyet“ war einst über die zierliche Künstlerin zu lesen, sie sei „*eine Türkin, die von der Türkei keine Ahnung hat.*“ Der deutsch-türkische Anwalt Mehmet Daimagüler aus Berlin beschreibt in seinem eben erschienenen Buch, wie er in der Schule schikaniert wurde, LehrerInnen ihn diskriminierten und er nach der Grundschule trotz guter Noten nicht aufs Gymnasium gehen konnte. Der Jurist musste sich seinen Weg freikämpfen, um nach dem Haupt- und Realschulabschluss studieren zu können. Er hat es bis nach Harvard geschafft, war Berater bei Boston Consulting und Mitglied des Bundesvorstands der FDP. Diese zwei Kurzbiografien zeigen, dass das Aufwachsen in zwei Kulturen nicht immer einfach ist, es kollidieren die Wertvorstellungen und Wissenslücken verschiedener Umfelder miteinander.

Doch es ist auch eine wunderbare Chance, das Leben aus mehreren Blickwinkeln betrachten zu können; und trotz aller Widrigkeiten gibt es deutsch-türkische Biografien, die viel Mut machen. Ob Informatikbranche oder Finanzwelt – es gibt viele türkische Erfolgsgeschichten in Deutschland. Denn die Menschen sind mehrsprachig und motiviert, sie schaffen neue Jobs und sind eine wichtige Stütze der Wirtschaft. Dabei sind türkische UnternehmerInnen längst nicht mehr auf gastronomische Nischen fixiert. Rund 80.000 deutsch-türkische Unternehmer beschäftigen 400.000 Arbeitskräfte und setzen jährlich rund 35 Milliarden Euro um. Sie sind Anwälte, Ärzte und Unternehmensberater, sind Herrenfriseur und Änderungsschneider, Lebensmittelimporteure und Computerspielentwickler. Und nicht mehr nur Gemüsehändler und Dönerbudenbesitzer.

Seit den zaghaften Anfängen in den 1970er Jahren mit Lebensmittelläden, Reisebüros und Dolmetschen hat sich das deutsch-türkische Unternehmertum ausdifferenziert. Die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Pricewa-

terhouseCoopers (PwC) hat 150 türkeistämmige UnternehmerInnen zu ihren Erfolgsrezepten befragt. Das Ergebnis: Die Geschäftsleute sehen den Mix deutscher und türkischer Eigenschaften als ihren großen Trumpf. Die allermeisten von ihnen verstehen sich, der PwC-Studie zufolge, als deutsche Geschäftsleute mit türkischen Wurzeln, die ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland haben und behalten wollen. Diese Menschen sind mittendrin und nicht allein oder unter sich.

Auf der politischen Bühne ist der Grünen-Vorsitzende Cem Özdemir nicht mehr wegzudenken. Bilkay Öney (SPD) ist von der Berliner Abgeordneten zur baden-württembergischen Integrationsministerin aufgestiegen. Vural Öger hat sich zu einem der größten Reiseunternehmer der Republik hochgearbeitet. Kemal Sahin hat ein milliardenschweres Textilunternehmen aufgebaut. Sibel Kekili spielt seit neuestem im „Tatort“. Und als 2004 zum ersten Mal seit 18 Jahren der Hauptpreis der Berlinale nach Deutschland ging, gewann der Regisseur Fatih Akin den Goldenen Bären. Die Soapdarstellerin Sila Sahin zog sich kürzlich als erste Türkin für den Playboy aus und Feridun Zaimoglu schreibt auf Deutsch. *„Die erste Generation, sie hat so gekämpft. Man soll diesen großartigen Menschen ein Denkmal setzen, um ihre Arbeit zu würdigen“*, forderte Zaimoglu kürzlich und schiebt hinterher: *„Achtet sie, diese schönen Menschen! Sonst werde ich zum Pitbull.“*

Zurück in die Fremde: Tschüss Deutschland - Merhaba Türkiye

Wenn es nach dem CSU-Chef Horst Seehofer ginge, dann würde Emin Capraz gar nicht im Gerichtssaal stehen. Der 36-Jährige ist Anwalt und arbeitet in einer Kanzlei in Köln. Er hat einen deutschen Pass und seine Ausbildung und auch das Studium im Rheinland absolviert. Fließend Deutsch spricht er natürlich ohnehin. Emin Capraz ist also das perfekte Beispiel für gelungene Integration.

Aber da sind seine türkischen Wurzeln, nach den Worten des Politikers sind seine Eltern *„Zuwanderer aus einem fremden Kulturkreis“*, die hier nichts so recht zu suchen haben. Gerade TürkinInnen und AraberInnen, befand der bayerische Ministerpräsident im Winter letzten Jahres, täten sich schwer mit der Integration und sollten doch bitte lieber in ihrer Heimat bleiben. Emin

Capraz liebt Deutschland, seine Heimat - aber er fühlt sich hier nicht mehr gewollt. Er geht deswegen jetzt zurück in das Land seiner Eltern, in die Türkei.

Er hat genug von Deutschland, genauer gesagt, genug davon, in diesem Land immer noch der Türke zu sein, ständig gegen Vorurteile ankämpfen zu müssen. Immer wieder habe er erlebt, wie er allein wegen seines türkischen Namens anders behandelt wurde als Menschen mit deutsch klingendem Namen, sagt Capraz. Seine Frau stammt aus Honduras, hat ebenfalls in Deutschland studiert und zieht jetzt gemeinsam mit ihm im Februar nach Istanbul.

Das Ehepaar Capraz liegt im Trend. Deutschland ist längst kein Einwanderungsland mehr, sondern Auswanderungsland. Vor allem die Qualifizierten gehen - Deutsche wie andernorts Geborene -, die weniger Qualifizierten bleiben. Die "Hochqualifizierten" aus anderen Ländern wollen ohnehin erst gar nicht hierher, sondern bevorzugen die USA oder die Schweiz.

Vor allem die Zahl der türkischen AuswanderInnen aus Deutschland ist in den letzten Jahren beständig gestiegen. Die Migrationsrichtung hat sich längst umgekehrt: Nach Angaben des Statistischen Bundesamts lag die Zahl der TürkinInnen, die Deutschland verließen, 2008 bei knapp 35.000 - nach Deutschland zogen in demselben Jahr nur rund 27.000. Ein Jahr später packten schon 40.000 ihre Koffer, aus der Gegenrichtung kamen nur 30.000.

Die überwältigende Mehrheit der AuswanderInnen aus Deutschland ist gut ausgebildet, hat in Deutschland studiert. Ihre Eltern kamen ins Land, um hier irgendeine Arbeit zu bekommen. Die Kinder kehren nun in die Türkei zurück - um Anerkennung zu finden. Jede dritte türkeistämmige Akademikerin will Deutschland verlassen - am liebsten in Richtung Türkei, ermittelte bereits 2008 die TASD-Studie über „Türkische Akademiker und Studierende in Deutschland“. Alles junge Menschen, in die auch finanziell durch Schule, Ausbildung und Studium erheblich investiert wurde.

Dabei kann es sich Deutschland gar nicht leisten, auf junge, gut ausgebildete Menschen zu verzichten. Mit dem Wirtschaftsaufschwung ist auch die Klage über den Fachkräftemangel wiedergekehrt - und die alte

Forderung, die Grenzen für gut ausgebildete ZuwanderInnen zu öffnen. *"Wir brauchen dringend mehr qualifizierte Zuwanderung aus aller Welt, und zwar als Teil einer Gesamtstrategie gegen Fachkräftemangel"*, sagt Hans Heinrich Driftmann, Präsident des Deutschen Industrie- und Handelskammertages.

"Inzwischen fehlen der Wirtschaft rund 400.000 Ingenieure, Meister und gut ausgebildete Facharbeiter - Tendenz: steigend", rechnet er vor: *"So geht uns rund ein Prozent Wirtschaftswachstum verloren. In Zukunft wird sich der Mangel noch verstärken."* Bis zum Jahr 2030, so Driftmann, dürfte das Potential von Arbeitskräften um sechs Millionen Menschen schrumpfen - das heißt, sechs Millionen Menschen, die Steuern und Sozialversicherungsbeiträge zahlen, fallen weg.

Emin Capraz kennt diese Zahlen. Er weiß, dass Deutschland ihn eigentlich braucht. *"Aber ich habe meine Bringschuld erfüllt. Nur meine deutschen Landsleute verharren leider in veralteten Mustern"*, kritisiert der Anwalt und erzählt von den Nachteilen, die er als Mensch mit Migrationshintergrund ständig erfährt: von dem Vorstellungsgespräch in einer Kanzlei zum Beispiel, nach dem man ihm erklärte, er sei zwar bestens geeignet, würde mit seinem türkischen Namen aber wohl leider MandantInnen anziehen, die nicht in das Kanzleiprofil passten. Capraz ist auch genervt von den ständigen Fragen, woher er denn kommt und warum er so gut Deutsch spricht.

Seine Entscheidung, Deutschland zu verlassen, war ein schleichender Prozess, sagt er. Denn egal was er tat: Das Gefühl, dazuzugehören, blieb aus. Irgendwann hatte Capraz genug und bewarb sich im Ausland. Ganz weit weg, in der Mongolei und in Kambodscha, geklappt hat jedoch beides nicht. Mit seiner Frau hat er sich dann für die Türkei entschieden. *"Ich will eine Familie gründen"*, sagt Capraz, *"und wenn meine Kinder hier das Gleiche erleben wie ich, würde ich das nicht mehr aushalten."*

"Das" meint vor allem die unsachliche Diskussion über das Thema Migration, die durch Sarrazins Bestseller "Deutschland schafft sich ab" und Seehoferschen Populismus angeheizt wird. Laut Umfragen sind 47 Prozent der Bevölkerung Seehofers Meinung, dass Deutschland keine *"zusätzliche Einwanderung aus der Türkei und den arabischen Ländern"* brauche.

Nach einer Studie sieht ein Drittel der Deutschen die Bundesrepublik *"durch die vielen Ausländer in einem gefährlichen Maße überfremdet"*. Und mehr als 30 Prozent finden, dass man AusländerInnen bei Arbeitsplatzknappheit ohnehin wieder *"in ihre Heimat schicken sollte"*. So wie 1983, als die Kohl-Regierung versuchte, MigrantInnen die Rückkehr in ihre alte Heimat mit einer Prämie schmackhaft zu machen.

Doch Prämien austeilen muss die Bundesrepublik heute gar nicht mehr: Abschied aus Almanya, dafür hat sich auch Mehmet Özdemirci entschieden. Der 42-jährige Diplomkaufmann, geboren in Ankara, verbrachte den Großteil seiner Jugend in Deutschland. Er machte hier sein Abitur und studierte in Köln Betriebswirtschaftslehre. Aber schon 1997 zog er nach Istanbul und fing bei Mercedes-Benz an. Er hat seine Entscheidung nie bereut und arbeitet heute als Finanzvorstand in einem Elektronikkonzern mit über 10.000 MitarbeiterInnen. *"Hier ist es freundschaftlicher und herzlicher zwischen den Kollegen als in Deutschland"*, sagt er, *"dort werden die Menschen eher als Maschine angesehen."* Nach Deutschland zurückzukehren kann er sich nicht mehr vorstellen, zwei Stellenangebote hat er in den letzten Jahren abgelehnt.

RückkehrerInnen wie Özdemirci und Capraz haben in der Türkei gerade wegen ihres vielschichtigen kulturellen Hintergrunds gute Karten, sind hier als "Almanci", wörtlich übersetzt "Deutschländer", willkommen. Und auch wenn Emin Capraz noch keinen Job hat, stehen die Chancen gut: Am Goldenen Horn herrscht Goldgräberstimmung. Nach einem kurzen, krisenbedingten Einbruch floriert die türkische Wirtschaft wie nie zuvor. Ohne Staatshilfe meisterten die Banken und die großen Konzerne die Finanzkrise, das Bruttoinlandsprodukt wuchs im ersten Quartal 2010 um sagenhafte 11,7 Prozent, im zweiten um 10,3 Prozent - nur China kennt ähnliche Dimensionen.

Wer nach Istanbul geht, trifft beim deutsch-türkischen Rückkehrer-Stammtisch Gleichgesinnte. Cigdem Akkaya hat die monatlichen Treffen 2005 begründet, heute ist daraus ein Netzwerk mit rund 1.000 Mitgliedern geworden. 90 Prozent der DeutschtürkInnen seien AkademikerInnen, sagt Akkaya, die ebenfalls aus Deutschland in die Türkei ausgewandert ist.

Das Dortmunder Institut futureorg hatte in seiner Untersuchung vor gut zwei Jahren 250 türkische und türkeistämmige AkademikerInnen befragt, von denen knapp drei Viertel in der Bundesrepublik geboren wurden. Fast vier Fünftel bezweifelten, "*dass in Deutschland eine glaubwürdige Integrationspolitik betrieben wird*". Und von denen, die die Bundesrepublik verlassen wollten, gaben 42 Prozent an, in Deutschland fehle ihnen das "Heimatgefühl".

Emin Capraz fühlt sich am Bosphorus zwar auch als Ausländer, "aber erwünscht". In seiner Heimat Deutsch-

land sei er eben nur juristisch gesehen Inländer, "aber kaum erwünscht". Er freut sich auf den Neuanfang.

Landauf und landab wird in diesen Wochen an das Anwerbeabkommen zwischen der Bundesrepublik und der Türkei erinnert. Dabei sollte nicht vergessen werden: Damals träumten die ArbeiterInnen aus Anatolien von einem Grundig-Fernseher. Heute ist Grundig eine türkische Marke.

Cigdem Akyol ist Redakteurin im Gesellschaftsressort bei der Tageszeitung (taz).

Semiran Kaya

Einblicke in das Korsett – Erfahrungen einer Neu-Deutschen

„Gehörst du zu denen oder zu uns?“ Eine Frage, die mir vor über 20 Jahren während meines Studiums gestellt wurde und die auch heute noch Stirnrunzeln bei mir auslöst. Damals war es eine türkische Clique an der Universität, die im Grunde abschätzig bemerkte, dass ich mehr Zeit mit „den anderen“ - den Deutschen - als mit „ihnen“ - den TürKInnen – verbrachte und unbedingt wissen wollte, warum ich dies tat. Für jemanden wie mich, die im Durcheinander der Wiesen, Städte, Flüsse und der Menschen des Ruhrgebiets groß geworden ist und die eine schnörkellose Schnauze liebt, hätte meine Antwort lauten müssen: „*Wat ist dat dann für' ne blöde Frage!*“ Ich besaß zwar damals die türkische Staatsbürgerschaft, fühlte mich aber nicht besonders mit der Türkei verbunden.

Ich war einfach das, was ich bin: Schlicht eine Person, deren Eltern aus den unendlichen Weiten jener kupferfarbenen Berge im Südosten der Türkei stammten, aus der Region Dersim, die mit Zinktöpfen, Pferden, Kühen und Schafen bei TürKInnen entweder Bewunderung oder aber Zuckungen auslöst.

Durch die elterliche Emigration lebte diese Person – also ich - nun in Deutschland, konnte aber mit der Forderung, sich „für“ oder „gegen“ ein Land oder seine Menschen zu entscheiden, einfach nichts anfangen. Die Abgrenzung gegenüber dem „anderen“ war mir so fremd wie die Frage selbst. Vielleicht lag es an der deutschen Familie, die uns damals so liebevoll unterstützte und eine Vorliebe für rohe Kartoffeln hatte. Auf jeden Fall waren wir acht Geschwister, mit vier weiteren deutschen „Geschwistern“ im Haus und dazu jeder Menge Kinder in unserer Strasse, mit denen wir gebannt auf die fast wöchentlichen Hochzeiten in der katholischen Kirche gegenüber warteten. Dann nämlich hagelte es Pfennigstücke aus Strümpfen, Dosen und Plastiktüten. Welch ein Kinderglück, denn ein Esspapier – für die KirchengängerInnen eine Oblate – kostete nur einen Pfennig!

Während ich versuche, diesem Text eine Struktur zu geben, verweile ich bei fast jeder Zeile irgendwo in meiner Vergangenheit, vergleiche und bewerte diese mit den Fakten und Verläufen der empirisch und

soziologisch erforschten türkischen Migration und lasse dabei die Geschichte meiner Eltern Revue passieren: Mit 30 Jahren aus der puren Natur - heute würde man es einen „Bio-Bauernhof erster Klasse“ nennen - rein in eine asphaltierte Strasse mit einem betonierten Garten, in dem gelegentlich alle Pfannen und Töpfe landeten. Dann nämlich, wenn mein ansonsten humorvoller Vater wütend wurde. Weil ihm aber als Modellschreiner Delen zuwider waren, klopfte er sie am nächsten Tag in der Werkstatt heraus und stellte die Pfannen und Töpfe wieder sorgfältig in den Schrank. Obwohl mein Vater nur einen Grundschulabschluss hatte und meine Mutter erst mit 40 Jahren ihren wundervollen Namen selbst zu schreiben lernte, schafften es meine Eltern, allen acht Kindern eine Ausbildung zu ermöglichen. Fazit: Ganz gleich, wie schwierig die Rahmenbedingungen einer Einwanderung sein mögen: die Immigration verläuft so individuell, wie der Mensch selbst ist.

Entweder oder!

Meine bis zum Studium problemlose Existenz als selbstverständlicher Teil der deutschen Gesellschaft, die bis dahin weder von meinen Eltern noch von der Schule in Frage gestellt wurde, sollte an der Universität plötzlich eine zu hinterfragende Rolle spielen. Warum war den türkischen StudentInnen eine klar definierte Identitätszugehörigkeit so wichtig, die sie wie einen Stempel am liebsten auch mir verpassen wollten? Um die türkische Seite besser kennen zu lernen, gründete ich mit anderen FreundInnen einen Deutsch-Türkischen Studentenverein, der 14-tägige Seminare in beiden Ländern organisierte.

Kaum waren wir bekannt, wartete schon eine andere Gruppe mit ihrem ethnischen Stempel auf mich: „*Warum organisierst du Projekte für die Türken, du bist doch Kurdin!*“ Da hatten wir also den Salat. Alle buhlten um meine Zugehörigkeit, verlangten stets von den anderen, dass man sie versteht, hatten aber selbst keinerlei Verständnis für die andere. Eine bequeme und oft anzutreffende Haltung, die gerne bei Verständnis-deutschen eingesetzt wird, die sich wiederum nicht trauen, auf dieses gut greifende Gut-Böse-Schema hinzuweisen. Doch unabhängig davon interessieren mich diese ewig gestrigen Wahrheiten und verrosteten

Denkweisen nicht. Was heißt schon Zugehörigkeitsgefühl? Und wer definiert das? Ist dies doch auch nichts weiter als ein Teil gesellschaftlicher und staatlicher Strategien, die bewusst eingesetzt werden, um sich durch die Abgrenzung zum anderen der eigenen Identität sicher zu sein. Versucht wird dies zum Beispiel ja auch mit dem Begriff der „deutschen Leitkultur“. Ich bin es leid, der einen oder anderen Seite „den Türken“, „den Kurden“ oder „den Deutschen“ zu erklären oder sie gar in Schutz zu nehmen. Schrullige oder merkwürdige Menschen gibt es ja überall, ohne dass diese weiter erklärt werden müssen.

Mein Deutschland?

Weil aber mir und vielen anderen Normalsterblichen, die irgendeinen Migräne- äh, Migrationshintergrund haben, seit den Anschlägen vom 11. September 2001 über Nacht, ja einfach über Nacht, mal eben eine „muslimische“ Identität verpasst wurde, ist es an der Himmelspforte richtig kompliziert geworden. Es zählt also nicht mehr der Mensch, sein persönlicher Fingerabdruck oder sein Fachwissen als ExperteIn, der aus dem Land xy stammt, sondern die religiöse Zugehörigkeit.

Diese bestimmte Identitäten ausgrenzende Kollektiv-Debatten verstellen nicht nur den Blick auf die Probleme und Aufgabenfelder eines Staates, vor allem lenken sie von der dringend verbesserungswürdigen Integrationspolitik des Landes ab und stoßen all jene vor den Kopf, die sich mit Deutschland verbunden fühlen. Schließlich haben gerade sie in ihrem Umfeld für die Integration eine unschätzbare Sisyphusarbeit geleistet. Doch die jahrzehntelange negative Zuschreibung und Berichterstattung über „die Türken“ hat ihre Spuren hinterlassen: Viele Angehörige der dritten Generation von Deutsch-TürkInnen, die hier geboren sind, wurden und werden daran gehindert, sich in Deutschland heimisch zu fühlen oder zumindest Ersatzwurzeln zu finden. Schließlich ist Heimat eher ein Gefühl als ein Ort. Die zweite Generation hingegen hat ihren Weg, wie auch die Deutsch-Türkische Handelskammer in Berlin kürzlich mitteilte, längst gefunden: Mehr als 80.000 türkische Unternehmen mit über 400.000 MitarbeiterInnen, geschätzten 36 Milliarden Euro Umsatz und im Schnitt 35-40 Prozent deutschen Beschäftigten. Nur ist der Ruf dieser Generation leider schlechter als ihre Realität.

Was mich allerdings immer wieder erstaunte, war die Tatsache, dass türkische Jugendliche, die in Deutsch-

land geboren sind und das Land ihrer Eltern nur aus dem Urlaub kennen, stets die Türkei und die türkische Identität hochhalten anstatt sich zu Deutschland zu bekennen oder auch mal „mein Deutschland“ zu sagen.

Als der türkische Premier Erdogan im Jahre 2004 anlässlich der Eröffnung der Deutsch-Türkischen Industrie- und Handelskammer in Köln gemeinsam mit Bundeskanzler Schröder seine Rede hielt, war ich sprachlos. Die RTL-Moderatorin Nazan Eckes, geboren in Deutschland „begrüßte“ Erdogan mit den Worten „*Willkommen MEIN Präsident*“ und bedachte den Kanzler lediglich mit den Worten „*und Herr Schröder*“. Warum war Erdogan „IHR“ Präsident und nicht Schröder auch ihr Kanzler? Konnte das mühsam erarbeitete Zusammenleben von Kulturen so im Nu so über den Haufen geworfen werden?

Die Schwierigkeit, in Istanbul zu grüßen

Um diese mir völlig fremde Verbundenheit oder besser die Anziehungskraft der türkischen Identität zu verstehen, beschlossen mein Mann und ich, nach der Geburt unserer Tochter einige Jahre nach Istanbul zu gehen. Neben der Faszination für Istanbul als historische Kulturstadt war es die pure Neugierde auf den Orient. Außerdem reizte es mich zu erfahren, wie die Menschen ihren Alltag in dieser pulsierenden, jedoch undurchschaubaren Metropole voller Gegensätze und Widersprüchlichkeiten meistern. Hier erschien jeder Tag als neue Herausforderung, die die 15 Millionen Menschen jedoch mit Leichtigkeit bewältigten. Ich war gespannt.

Äußerlich fiel ich hier zwar nicht auf – aber umso mehr durch jede Bewegung und mit jedem Wort. Denn meine Sozialisation war und ist einfach Mitteleuropäisch-Deutsch.. Jedes Mal, wenn ich im Hausflur auf einen Nachbarn oder eine Nachbarin traf, grüßte ich mit einem „Merhaba“, also „Guten Tag“ oder „Hallo“. Doch statt zurück zu grüßen, gingen die Menschen wortlos an mir vorbei, als ob es mich überhaupt nicht gäbe. Alle TouristInnen schwärmen von den „ach so netten und freundlichen Orientalen“ - warum grüßten mich dann meine eigenen NachbarInnen nicht? Irgendwann habe ich es verstanden: weil der Alltag der Megametropole ziemlich rau ist. Hier herrscht eine Ellenbogen-Gesellschaft, wie man sie kaum für möglich hält. Der Gruß bleibt in Istanbul unerwidert, damit nicht irgendein Nachbar, der nicht zum engen FreundInnen- oder Familienkreis gehört, eventuell eines Tages vor der Türe

steht und um finanzielle Hilfe bittet. Das höfliche Miteinander funktioniert hier auf einer anderen Ebene. Alle, die in ihrer Position ihrem jeweiligen Gegenüber höher stehen - auch wenn dies nur gefühlt ist - erteilen im Gespräch und Umgang mit diesen mehr Anweisungen, als höfliche Bitten oder Fragen zu benutzen. Der respektvolle Umgang wird mehr von einem herrischen Auftreten und der Größe des Geldbeutels bestimmt als vom Gebot zwischenmenschlicher Etikette. Ist man einfach nur freundlich und nicht bestimmend streng, wird man entweder selbst für dumm verkauft oder aber ein Mann geht bei einer Frau in dieser Situation davon aus, dass diese auf einen Flirt aus ist.

So stand eines Tages der Wasserverkäufer frisch herausgeputzt samt Krawatte vor unserer Haustür und erkundigte sich bei meinem Mann nach mir. Schließlich hatte ich ja bei der Wasserbestellung so heiter mit ihm telefoniert. Eine Einheimische hätte spätestens jetzt mit einem wilden Geschrei und wüsten Beschimpfungen ihre Ehre verteidigt bzw. verteidigen müssen. Während sich mein Mann darüber ärgerte, dass ich so manch sozialen Kodex des Orients noch immer nicht verstanden hatte, bekam ich eine Ahnung davon, weshalb ein freundliches Verhalten *nicht* angemessen war, sondern ein emotionales als landesüblich und richtig angesehen wird.

Die türkische Identität

Auch Klassen- und Ideologiekämpfe werden leidenschaftlich bis zum Äußersten geführt. Der komplizierte Kampf innerhalb der Gesellschaft ist nicht nur ein Abbild eines rasanten gesellschaftlichen Veränderungsprozesses, bei dem viele Menschen in kritischen Situationen eine Entscheidung gerne dem lieben Gott oder auch dem Schicksal mit den Worten „Es kommt, wie es kommt“ überlassen. Vielmehr ist es eine politische Fußfessel, ein Grundproblem, das bis heute in der Politik niemand zu beheben oder abzuwerfen wagt: Die „Ideologie des Türkentums“. Die alte traditionelle Staatselite, die säkulare kemalistische Obersicht, hielt schon immer die politische Macht in ihren Händen. Sie bestimmte auch die Definition dessen, was als Kultur und „türkische Identität“ anerkannt war. Ihr Lebensstil ist zwar westlich, politisch aber haben andere Lebensentwürfe keinen Raum. Genau dieser autoritäre Säkularismus, der jegliche Religiösität in der Öffentlichkeit verachtet, hat seit der Machtübernahme der islamisch-konservativen AK-Partei von Ministerpräsidenten Erdogan die alleinige Hoheitsstellung verloren. Durch die

etablierte muslimische Gegenelite stehen sich somit zwei unvereinbare Gruppierungen bzw. Kulturen gegenüber.. Weil aber mit der „Ideologie des Türkentums“ auch oft selbst definierte kemalistische Prinzipien verteidigt werden, habe ich politische Gespräche im Alltag entweder gemieden, oder aber ich mimte speziell im Taxi nur eine Touristin, die keine Ahnung hatte.

Dabei wäre es ein Leichtes, die streng nationalistisch ausgelegte „türkische Identität“ durch den „türkischen Staatsbürger“ oder „Bürger der türkischen Republik“ zu ersetzen. Dann nämlich könnte die Türkei tatsächlich „stolz“ auf ihre ethnische Vielfalt sein, statt diese stets in ein künstliches Korsett namens „türkische Identität“ zu sperren. Der Demokratisierung des Landes, in dem noch immer die Militärverfassung des dritten Putsches von 1980 gilt und in dem Atatürk, der Staatsgründer, wie ein unfehlbarer Prophet behandelt wird, würde es nicht schaden. Denn ewige Wahrheiten, ob religiöser oder politischer Natur, trennen mehr als sie erklären oder vereinen. Bis dieser Bewusstseinswandel an der politischen Spitze angekommen ist, geht es in Istanbul wie gewohnt weiter: Während die einen gern ihren Reichtum zeigen, geht es vielen schlicht um das „irgendwie“ Überleben.

Nicht erkennbare AusländerIn!

Freundschaften sind schwer zu schließen. Lernt man jemanden kennen, beeinflusst nicht wie in Deutschland die gegenseitige Sympathie oder Antipathie den weiteren Verlauf dieser Begegnung. In Istanbul entscheidet der Status - Wer bist du, was bist du und was bringst du mir? Gefällt aber den Einheimischen eine Situation oder ein Gesprächsverlauf überhaupt nicht, wird gerne das türkische Totschlagargument „burasi Türkiye“ - „Das hier ist die Türkei“ - eingesetzt. Diese diskriminierend nationalistische Haltung kommt nicht nur im Gespräch mit einheimischen ArmenierInnen, JüdInnen oder GriechInnen zum Einsatz. Die Grenzziehung gilt auch für DeutschtürkInnen, Kurdodeutsche oder sonstige „AusländerInnen“. Als sich mein Mann im Bus nicht von seinem Sitzplatz für einen älteren Mann erheben wollte, weil auf seinem Schoß unsere Tochter saß, endete auch diese anfänglich normale Kommunikation mit dem wütenden Satz einer Frau auf Englisch: „This is Turkey not Germany!“ Ich frage mich, wie all jene DeutschtürkInnen, die in Deutschland die Türkei gerne hochhalten, damit wohl klar kämen? Mein deutsch-iranischer Mann trug seit dieser Begegnung gerne ein T-Shirt mit der

Aufschrift „Almanci“ (Deutschländer) und kassierte nicht wenig irritierte Blicke, über die er dann grinste.

Neben solch kleinen, aber anstrengenden Alltäglichkeiten, die unsere befristete Ein- bzw. Auswanderung mit sich brachte, gab es natürlich auch wundervolle Begegnungen. Weil ich aber als nicht erkennbare Ausländerin in der Türkei ständig Gefahr lief, das jede noch so harmlose Unterhaltung plötzlich hochpolitisch werden und für mein Gegenüber existentielle Ausmaße annehmen konnte, bei denen man sich wie ein getriebener Löwe vorkam, musste ich mich mit der indirekten Blumensprache des Orients vertraut machen. Wie leicht mir dies gefallen sein mag, dürfen Sie sich selbst ausmalen.

AuswanderInnen oder TransmigrantInnen

Etwa 20 Prozent der türkischen Gesamtbevölkerung lebt in Istanbul. Und alle viereinhalb Jahre wächst die Stadt um eine neue Million EinwohnerInnen - BinnenmigrantInnen. Folglich haben sich dort die meisten türkischen Unternehmen niedergelassen. Aber: Auch mehr als die Hälfte der über 4.700 deutschen Unternehmen, die es in der Türkei gibt, haben ihren Sitz in Istanbul. Neben vielen Deutschen trifft man auch viele DeutschtürkInnen, die hier ihr Glück suchen. Ob diese meist akademischen TransmigrantInnen - die man fälschlich „Rückwanderer“ nennt, obwohl kaum eine/r von ihnen jemals zuvor in der Türkei gelebt hat - Deutschland tatsächlich für immer verlassen haben oder nur für eine bestimmte Zeit, hat noch keine Statistik erfasst. Manche der geschätzten 10.000 DeutschtürkInnen in der Türkei, von denen die meisten wiederum in Istanbul leben, sind sehr gerne dort und fassen schnell Fuß, andere sind beruflich zufällig dort gelandet und wiederum andere wollen es „mal ausprobieren“.

Ein anderer Teil allerdings hat Deutschland bewusst den Rücken gekehrt. Die genannten Gründe reichen von den „immer gleichen Diskussionen über 'die Türken'“, der ständig negativen Darstellung in den Medien bis hin zu stark eingeschränkten beruflichen Karrierechancen und diskriminierenden Institutionen. Fest steht: Man braucht mindestens zwei Jahre für die Eingewöhnung. Entscheidend aber ist, dass man ohne einen Abschluss und ohne gute Türkischkenntnisse keinerlei Chancen auf dem türkischen Arbeitsmarkt hat, denn Deutsch können auch viele Menschen in der Türkei.

Soweit also zur Schiefelage gesellschaftlicher Realitäten, die Bundespräsident Christian Wulff während seiner

Türkeireise im Oktober 2010 in Istanbul so kommentierte:

Wir buhlen ein bisschen um die hochqualifizierten Menschen. Und ich habe die letzten Tage häufig mit Staatspräsident Gül darüber gesprochen, dass ich ein bisschen Verlustängste verspüre. Ich habe hier so tolle junge Leute kennen gelernt, die (...) in Deutschland waren, die Deutsch gelernt und viel von der deutschen Kultur erfahren haben, aber ihre Zukunft in der Türkei sehen. Ich kann das eigentlich nur verschmerzen, wenn diese jungen Menschen mit ihrer deutschen Erfahrung in der nächsten Zeit in der Türkei bleiben, dass sie dann wenigstens sich ewig dem Land Deutschland auch loyal verpflichtet sehen. Und eigentlich müsste ich mal eine Ansprache halten...

Gutdeutsch in Wien

Viereinhalb Jahre Istanbul: War schön anstrengend mit Kind. Aber jetzt bin ich schon wieder so weit weg. Diesmal im „europäischen“ Ausland - im überschaubaren Wien mit 1,6 Millionen EinwohnerInnen. Nach der 15-Millionen-Metropole, die wir nun ohne Alltag wieder sehr lieben, schon fast ein Dorf. Diesmal waren es berufliche Gründe, die uns zur weiteren Migration oder „globalen Transmigration“ ins Nachbarland bewegt haben. Hier in Wien genießen wir das satte Grün und grinsen über die unglaubliche Freundlichkeit, die uns als Deutsche, den sogenannten „First-class-Ausländern“ entgegengebracht wird. Unsere Ursprünge spielen durch unser Hochdeutsch inmitten des Wiener Schmah keine Rolle. Ein in der Tat ungewohntes Phänomen, das man migrationsgeschichtlich aufgreifen müsste. Oft werden wir gefragt, woher wir denn kämen, weil wir so ein „deutsches Deutsch“ sprechen. Selbst bei telefonischen Terminvereinbarungen sind wir hörbar „deutsch“. Die größte Ausländer- äh, Einwanderergruppe in Österreich stellen übrigens die Deutschen mit 138.000 Personen dar - eine misstrauisch beäugte, aber doch gern gesehene Spezies.

Noch kann ich aufgrund des mir höfremden österreichischen Dialektes und der zum Teil grammatikalischen Eigenheiten nicht beurteilen, wie gut oder schlecht die hiesigen EinwanderInnen aus der Türkei Deutsch sprechen und wie es um ihre Integration steht. Auch wenn das österreichische Demokratieverständnis merkwürdige Wege einschlägt, im Gegensatz zu Deutschland muss sich hier niemand rechtfertigen, dass man noch

eine andere Kultur in sich trägt. Jeder kann das sein, was er oder sie will. Der in Deutschland oft anzutreffende Rechtfertigungsdruck im Alltag entfällt.

Unabhängig davon, ob der deutsche Staat mich offiziell erst seit meiner Einbürgerung im „Club“ haben will oder nicht. Ich fühle mich - wie viele andere auch - mit Deutschland verbunden und bin schon viel länger eine loyale Deutsche als jeder neue Bürger aus Osteuropa. Deshalb brauchen wir Neudeutschen auch kein von außen geschnürtes Identitäts-Korsett. Eine aktive oder stumme Ignoranz von Wirklichkeiten hilft nur gewohnte Denk- und Verhaltensmuster beizubehalten, nicht aber allem mit Themen rund um die Türkei und Migration.

diese zu überdenken. Was wir wirklich brauchen ist ethische Verantwortung und politischer Mut, der die Migrationsfenster schließt und die der Integration öffnet. Dann nämlich könnten auch die NeubürgerInnen oder neuen Deutschen ein längst überfälliges gesellschaftliches Selbstverständnis erlangen. Vielleicht mit einer gesellschaftlichen Vereinigung ähnlich wie mit Ostdeutschland, bei der es schlicht und einfach nur um den Bürger an sich geht.

Semiran Kaya ist studierte Politikwissenschaftlerin. Sie lebt in Wien und beschäftigt sich als Journalistin vor

Mürvet Öztürk

Vielfalt und Partizipation in der „türkischen Community“ in Deutschland

Nun ist es soweit, ein Jubiläum steht vor der Tür: „Die Türken“ sind vor 50 Jahren nach Deutschland gekommen. Genauer gesagt: jene Frauen und Männer aus der Türkei, die als Arbeitskräfte angeworben wurden. Sie waren nicht die ersten Türkinnen in Deutschland. Über die Studenten und Studentinnen, die in den 1940er Jahren aus der Türkei mit Stipendien einreisten und als hochqualifizierte Fachkräfte in die junge Republik zurückkehrten, spricht kaum jemand heute.

Die rund 750.000 Menschen aus der Türkei, die infolge des Anwerbeabkommen vor 50 Jahren einwanderten, sind hingegen überwiegend hier geblieben und leben nun in dritter bzw. vierter Generation in Deutschland. Viele ihrer Biographien sind in diesem Jahr beschrieben und veröffentlicht worden. Oft werden jedoch in diesen Darstellungen Stereotype und Klischees reproduziert. So unterstellt man beispielsweise, dass der Bedarf an politischer Teilhabe nur gering ausgeprägt war und ist, weil die meisten MigrantInnen aus dem ländlichen Raum der Türkei stammen und mit nur geringer Schulbildung nach Deutschland gekommen sind. Ebenfalls werden oft die EinwanderInnen aus der Türkei als homogene Gruppe wahrgenommen. Dass mit dem Anwerbeabkommen zwischen der Türkei und Deutschland durchaus vielfältige Bevölkerungsgruppen ihr Glück in Deutschland gesucht hat, erfährt man erst, wenn man genauer hinschaut.

Im Jahr des Jubiläums will ich versuchen, einen differenzierten und realistischen Blick auf die soziale Wirklichkeit dieser Menschen zu werfen. Ich habe selbst als Tochter von EinwanderInnen aus der Türkei die sogenannte „türkische Community“ als multireligiös, multiethnisch und multikulturell erlebt, dabei auch durchaus politisch interessiert und aktiv - bezogen sowohl auf die Türkei als auch auf Deutschland. Die Menschen nehmen die Entwicklungen in beiden Gesellschaften sehr genau zur Kenntnis, haben es jedoch lange Zeit vorgezogen, ihre Meinung als „stille Beobachter“, für sich zu behalten.

Lebensrealitäten der EinwanderInnen aus der Türkei

Viele der sogenannten „Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter“ kamen zunächst alleine nach Deutschland und

holten anschließend ihre Familien nach. Manche wiederum sind nach ein paar Jahren in Deutschland mit ihren Ersparnissen in die Türkei zurückgekehrt. Wiederum andere haben in Deutschland geheiratet und eine Familie gegründet. Es gibt eine weitere Gruppe, die Anfang der 1980er Jahre unter der Regierung Kohl freiwillig in die Türkei zurückkehrte. Die damalige Bundesregierung bot bei freiwilliger Rückkehr als Anreiz die Auszahlung des Arbeitnehmeranteils aus der Rentenkasse an. Dieses Angebot löste eine ganze „Rückkehrerwelle“ in den Jahren 1982-1984 aus.

Meine Eltern beispielsweise kamen im Jahre 1970 nach Deutschland und haben ihre vier Kinder hier auf die Welt gebracht. Beide haben immer gearbeitet und ihren Lebensunterhalt selbst verdient. Als sie in Zeiten der „Rückkehrerwelle“ von NachbarInnen und Bekannten von Summen bis zu 80.000 oder 100.000 DM Rückerstattung der Rentenkassen erfuhren, spielten auch sie kurzzeitig mit dem Gedanken, diesen Schritt zu gehen. Doch wir Kinder haben uns gewehrt und uns durchgesetzt. Alle waren wir in Deutschland geboren und kannten Istanbul nur aus den Sommerferien. Wir konnten noch nicht mal richtig Türkisch und das Leben schien uns dort überhaupt sehr hart zu sein. Was sollten wir also in der Türkei? Es war uns wichtig, in Deutschland zu bleiben und weiter hier in die Schule zu gehen. Glücklicherweise ließen sich meine Eltern von uns Kindern überzeugen und die Diskussion war 1985 beendet.

Die Menschen jedoch, die in diesen Jahren in die Türkei zurückkehrten, waren voller Hoffnungen auf ein neues, unbeschwertes Leben. Ihre Kinder – obwohl viele von ihnen des Türkischen kaum mächtig - sollten eine gute Bildung erhalten, und die Eltern mit den Arbeitserfahrungen und den Deutschkenntnissen sollten eine gute Anstellung finden. Dass sie dabei den in die Rentenkasse zur Hälfte einbezahlten Arbeitgeberanteil ohne große Diskussion einfach dem deutschen Staat überlassen haben, war vielen RückkehrerInnen nicht bewusst, und die Politik konnte so nebenher die Rentenkassen sanieren.

Zwar steht die Situation der in Deutschland verbliebenen MigrantInnen aus der Türkei und ihrer Nachkommen im Zentrum der medialen und politischen Aufmerk-

samkeit und wird auch in der Türkei diskutiert, doch die Biographien dieser Rückkehrer der 1980er Jahre sind nicht ausreichend bekannt und bisher auch nicht erforscht worden. Es wäre Aufgabe der Türkei, durch soziologische Forschungsprojekte zu untersuchen, ob diese Menschen ausreichend in die türkische Gesellschaft integriert werden konnten und ob sie chancengerechten Zugang zum Arbeitsmarkt und zur Bildung fanden. Die Geschichten, die ich aus meinem privaten Umfeld kenne, zeigen, dass es nicht immer gut gelaufen ist. Viele RückkehrerInnen hatten Schwierigkeiten mit dem vergleichsweise unbürokratischen, intransparenten und auf den Leistungen von „VermittlerInnen“ basierenden System in der Türkei zu Recht zu kommen.

Die negativen Erfahrungen der ersten RückkehrerInnen bewirkten Ende der 1980er Jahre, dass viele der „zurückgebliebenen“ GastarbeiterInnen entschieden, sich nun erst Recht in Deutschland dauerhaft niederzulassen. Die Entschlüsse vieler MigrantInnen, Wohnungen und Häuser in Deutschland zu kaufen, gehen auf diese Zeit zurück, ebenso wie die Motivation, die Sprache zu lernen, um besser am gesellschaftlichen und politischen Leben teilhaben zu können. Doch die Wenigsten spielten Mitte bzw. Ende der 1980er Jahre mit dem Gedanken, die türkische Staatsbürgerschaft zugunsten der deutschen aufzugeben. Die Zeit schien für diesen Schritt noch nicht reif zu sein.

Vor diesem Hintergrund kann man sagen, dass eine aktive Integrationspolitik in Deutschland viel zu spät eingesetzt hat. Obwohl der Entschluss der Mehrheit der GastarbeiterInnen hier zu bleiben und ihr Leben in Deutschland zu gestalten, bereits Mitte der 1980er Jahre fest stand, wurde von der Politik Jahrzehnte lang diese Tatsache ignoriert. So verpasste sie es, die Einwanderungsrealität politisch zu gestalten.

Eingewanderte Vielfalt aus der Türkei

Es war ein Trugschluss auf beiden Seiten, dass „Türken aus der Türkei“ eine homogene Gemeinschaft bildeten. Durch neu entstandene Nachbarschaften, durch neue KollegInnen in der Fabrik oder durch die MitschülerInnen in der Schule wurde den MigrantInnen bald selbst deutlich, dass dem nicht so war. Vor allem bei ihren Festen stellten die GastarbeiterInnen schnell fest, dass sie unterschiedliche Traditionen pflegten: Die einen fasteten zum Ramadan, die anderen wiederum zu Aşura; die einen feierten Hidirellez, die anderen Newroz, wiederum andere begingen das Gağant-Fest.

Als in Deutschland geborene und aufgewachsene Alevitin, entdeckte ich die Unterschiede innerhalb der „türkischen Community“ vor allem auf dem Schulhof und in der Klasse auf der Hauptschule, die ich bis zur zehnten Klasse besuchte. In der Kultur meiner Familie wurde zum Monat Ramadan entweder gar nicht gefastet oder maximal drei Tage. Daher wurde ich zu Anbruch des Fastenmonats von den türkischen MitschülerInnen gefragt, ob ich denn keine Muslima sei. Die Erklärungsversuche meiner Eltern, wir seien im Gegenteil die wahren MuslimInnen, weil wir die Treue zu Imam Ali hielten, dem Schwiegersohn und Cousin des Propheten Muhammad, der von den ummayyadischen Usurpatoren umgebracht worden sei, nutzten mir auf dem Schulhof wenig. Ob die Interpretation meiner Eltern aus der mündlichen Tradition der AlevitInnen hervorging oder ob sie historisch und theologisch belegt war, konnte ich damals nicht beurteilen. Vor allem war klar, dass wir anders waren und andere Feste hatten als die meisten meiner türkischen Schulfreundinnen. Und das Verhältnis lud sich eher mit Spannung auf, als sich feierlich zu entspannen, wenn es um Religionsfragen und die theologische Interpretation bestimmter Feste ging. Dass die alevitische Identität eine Ursache hierfür sein könnte, wurde mir zwar früh bewusst, doch war mir das familiäre Schweigen in jenen Momenten keine Hilfe, um Spannungen zu bewältigen.

Irgendwann fasste ich mir ein Herz und beichtete einigen meiner langjährigen MitschülerInnen, dass wir eben nicht zum Ramadan fasteten, sondern zu Aschura, weil wir AlevitInnen seien. Diese Auskunft löste noch mehr Irritationen aus. Mir blieb es nicht erspart, dass auch meine SchulfreundInnen mich mit den altbekannten Vorurteilen konfrontierten, die es von sunnitischer Seite gegenüber AlevitInnen gibt. Die Antworten ihrer Eltern auf die Frage, was AlevitInnen seien, müssen wohl unterschiedlich und nicht immer freundlich ausgefallen sein...

Diese Szenen spielten sich Mitte der 1980er Jahre ab. Es ist wichtig zu wissen, dass sie sich heute immer noch auf unseren Schulhöfen ereignen. Vorurteile werden oft - unbewusst oder bewusst - aus dem Elternhaus mit in die Schule gebracht. Die Konflikte innerhalb der „türkischen Community“, die eben keine homogene Gemeinschaft ist, sind oftmals Ursache für diese Streitigkeiten. LehrerInnen, die keinen Einblick in die Hintergründe dieser Konflikte haben, sind daher überfordert. Die Schule könnte der Ort sein, an dem miteinander

diskutiert wird, sich alle besser kennen lernen und auch Vorurteile abbauen. Doch dafür müsste in den Schulen ausreichend Raum und Zeit zur Verfügung stehen, und es müssten auch professionelle Angebote durchgeführt werden. Die Lehrerschaft muss in die Lage versetzt werden, die Vielfalt ihrer türkeistämmigen Schülerschaft einzuschätzen, damit sie mögliche Konfliktfelder identifizieren und ihnen vorbeugen kann. LehrerInnen müssen wissen, dass die Türkeistämmigen in Deutschland keineswegs alle MuslimInnen sind, dass viele einen christlich-armenischen Hintergrund haben, oder AssyrierInnen, kurdische Yezidi, AlevitInnen oder AgnostikerInnen sind. Die „türkische Community“ ist also viel heterogener, als manchen bekannt und lieb ist.

Sozialisation in der Alevitischen Familie

Meine Eltern, die im Jahre 1970 nach Deutschland kamen, waren als alevitische KurdInnen bereits in der Türkei eine Minderheit der Minderheit gewesen. Offen diskriminiert wurden sie allerdings nicht, weil sie sich in der Türkei nicht politisch engagiert oder auf die Pflege ihrer kulturellen Identität bestanden haben. Von der laizistischen Türkei erhofften sie sich gleiche Staatsbürgerrechte, gleichberechtigten Zugang zu Bildung und zum Arbeitsmarkt, also eine soziale, kulturelle Teilhabe und rechtliche Gleichberechtigung. Die bittere Armut in Zentralanatolien in den 1950er und 1960er Jahren und die archaische Kultur ihrer Dorfgemeinschaft trieb sie nach Istanbul, in die große Stadt der Hoffnungen und Träume.

Auf der Suche nach dem Glück, kamen beide - unabhängig voneinander - nach Istanbul, lernten sich kennen und heirateten. Ende der 1960er Jahre bewarb sich mein Vater bei der Außenstelle des Arbeitsamtes, bekam schließlich das Arbeitsangebot einer Textilfirma in Mönchengladbach und trat dort im Januar 1970 seine Arbeit an. Die ersten Monate lebte auch mein Vater in einem dieser „Gastarbeiterheime“ mit anderen Männern aus der Türkei zusammen. Als meine Mutter, die ebenfalls Arbeit in einer Garnfabrik gefunden hatte, ein halbes Jahr später nachfolgte, zogen sie in eine kleine Wohnung.

Die Türkeistämmigen, die man in dieser Zeit kennenlernte, wurden in der Regel schnell zu FreundInnen, weil man durch sie ein Stück Heimat finden und erhalten konnte. Erst viel später traten die Unterschiede in Kultur, Religion und Sprache in den Vordergrund. Die ersten Diskussionen über kulturelle Unterschiede wur-

den in den Fabriken, also am Arbeitsplatz, ausgefochten. Als Ende der 1970er Jahre in der Türkei politische Unruhen ausbrachen, war dies natürlich auch in den deutschen Fabriken ein Thema. Die Fragen, wer „links“ eingestellt war, wer „rechts“, wer „religiös“ oder „ungläubig“ war, wurden auf der Arbeit ausgetragen, neue Freundeskreise und Bündnisse formierten sich - dreitausend Kilometer von den Geschehnissen entfernt. Doch dazu später mehr.

Als Kind war mir klar, dass sich meine Eltern manchmal in einer anderen Sprache unterhielten. Wenn unsere Verwandten zu Besuch kamen, wurde ebenfalls diese andere Sprache gesprochen. Später erfuhr ich, dass es Kurdisch war. Doch manche meiner gleichaltrigen Cousins und Cousinen beherrschten auch diese Sprache. Mir gelang es durch intensives Lauschen und heimliches Nachfragen, diese Sprache irgendwie zu entschlüsseln. So konnte ich eines Tages, als meine Eltern sich heimlich in dieser anderen Sprache unterhielten, fast alles verstehen.

Wenn über das Für und Wider des Erlernens der Muttersprache der Migrantenkinder gesprochen wird, ist in der Regel das Türkische damit gemeint. Doch nicht jede Person mit türkischem Pass oder Vorfahren aus der Türkei hat Türkisch zur Muttersprache. In der Universität zu Köln, später auch anderswo, lernte ich Menschen aus der Türkei kennen, deren Muttersprache Lazisch, Georgisch, Tscherkessisch, Arabisch oder Armenisch war. Sie alle hatten Großeltern oder Verwandte in den Dörfern, die sie in den Sommerferien besuchten aber nicht immer verstehen konnten, weil die Alten kein Türkisch sprachen.

Dass die Türkei multireligiös, multikulturell und multiethnisch ist, war nicht nur den deutschen Arbeitgebern nicht bewusst, die in erster Linie an gesunden und hoch motivierten Arbeitskräften interessiert waren. Auch unter den Türkeistämmigen wurde und wird bis heute die Vielfalt der eigenen Landsleute verdrängt. Es wird daher Zeit, dass die ethnische, kulturelle und religiöse Vielfalt und Pluralität der Türkei und der türkeistämmigen Kulturen hierzulande von allen Seiten anerkannt wird – gemäß dem Motto „Einheit in Vielfalt“.

Mangelnde politische Partizipation: Trugschluss

Schon früh stellte ich fest, dass Politik einen großen Einfluss auf den Alltag der Menschen hat, auf die Mög-

lichkeit, ihre Existenz zu sichern und sich zu verwirklichen. Durch die Diskussionen im Freundes- und Bekanntenkreis meiner Eltern, verfestigte sich bei mir die Überzeugung, dass, wenn Politik und Staat in einer pluralistischen Gesellschaft demokratisch verfasst sind, wenn auch die Grundrechte der Angehörigen von Minderheiten geachtet werden, sie gerecht behandelt und ihnen die gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht werden, der gesellschaftliche Zusammenhalt stabiler ist und besser funktioniert als in Staaten, in denen diese Werte und Normen nicht gelten. Viele hatten ihre Heimat verlassen, weil sie neben Armut in der Türkei auch Verstöße gegen ihre Grundrechte erlebten. Mit dieser Erkenntnis und aufgrund meiner Beobachtungen innerhalb der hiesigen „türkischen Community“ kann ich der weit verbreiteten Annahme widersprechen, dass die MigrantInnen aus der Türkei generell politisch desinteressiert seien.

Als in der Türkei Ende der 1970er Jahre zahlreiche Streiks der Gewerkschaften stattfanden und die politischen Auseinandersetzungen zwischen „Linken“ und „Rechten“ sich zuspitzten, wurden diese Unruhen auch unter den GastarbeiterInnen spürbar. Als Kind wurde ich zu Versammlungen und Kongressen mitgenommen, deren Inhalt ich zwar nicht genau verstand, doch soweit erkennen konnte um zu begreifen, dass es um die politische Situation in der Türkei ging, wo die ArbeiterInnen und die Gewerkschaften für mehr Arbeitsrechte und Mitbestimmungsrechte kämpften. Auf solchen Versammlungen wurde ebenfalls heiß diskutiert, wie mit den Forderungen von Minderheiten umgegangen werden sollte.

Die Diskussionen innerhalb der kurdischen Gemeinschaft, der größten ethnischen Minderheit in der Türkei, wurden nach den politischen Unruhen Ende der 1970er Jahre auch in Deutschland immer heftiger. Auf der einen Seite stritten jene, die einen radikalen politischen Umbruch anstrebten und einen gerechten, säkularen Staat forderten, der alle BürgerInnen gleich behandelt, unabhängig von ihrer Ethnie oder Religion. Auf der anderen Seite gab es die Gruppe, die einen eigenen Staat gründen wollte. Dies führte schließlich zur Spaltung und zum Bruch: Eine Gruppe engagierte sich in der Demokratischen Linkspartei der Türkei, eine andere wiederum ging in die Kurdische Arbeiterpartei.

Ähnliche Diskussionen gab es auch innerhalb anderer Gruppen, die sich vor allem über die Fragen stritten,

wie viel Islam im türkischen Staat sein darf und ob durch das Festhalten an der einheitlichen Türkischen Nation die Konflikte besser gelöst werden könnten. Als die Unruhen in der Türkei 1980 durch einen Militärputsch beendet wurden, der zur Inhaftierung vieler politischer AktivistInnen sowohl aus dem linken als auch dem rechten Lager führte, kehrte innerhalb der verschiedenen Communities in Mönchengladbach Resignation und oberflächliche Ruhe ein. Nicht mehr die politischen Entwicklungen in der Türkei standen jetzt im Vordergrund, sondern die Sorgen des Alltagslebens in Deutschland: Die Bildung der Kinder, das knappe Auskommen für die immer größer werdenden Familien. Ich verspürte ab 1982, als ich aus der Grundschule auf die Hauptschule ging, bis Ende der 1980er Jahre die heftigen Streitigkeiten zwischen und innerhalb der verschiedenen Gruppen nicht mehr.

All diese Entwicklungen schildere ich hier bewusst aus meiner kindlichen Erinnerung heraus, ohne Anspruch auf historische Exaktheit zu erheben. Sie sollen darlegen, dass viele in Deutschland geborene und aufgewachsene Türkeistämmige, wie ich, damals in ihren Elternhäusern durchaus mit politischen Diskussionen und Auseinandersetzungen in Berührung kamen, die sich allerdings bis Mitte der 1980er Jahre überwiegend auf die Türkei bezogen.

Wiedervereinigung und Ausländerfeindlichkeit

Wenn meine deutschen Freundinnen mir von ihren Verwandten im Osten erzählten, denen sie jedes Jahr Pakete schickten, hoffte ich, dass die Wiedervereinigung bald kommen würde. Ich lebte ja auch von meinen Verwandten getrennt und musste ihnen bei unseren Sommerurlaube immer viele Sachen aus Deutschland mitbringen. Doch die Vorstellung, dass eine Mauer Verwandte voneinander trennt, dass an der deutsch-deutschen Grenze auf Flüchtende geschossen wird, fand ich ungeheuerlich. Als dann die Mauer fiel und 1990 Deutschland wieder vereint war, war die Freude bei uns in der Familie sehr groß. Wir erhofften uns eine Zeit des Friedens, der Versöhnung und Einigkeit in Deutschland.

Die allgemeine Aufbruchsstimmung mischte sich mit meiner persönlichen: 1990 wurde ich volljährig und hatte den Führerschein erworben. In einem Jahr sollte ich Abitur machen, denn in der Zwischenzeit hatte ich meinen Hauptschulabschluss gemacht und mich entschieden, die Oberstufe zu besuchen. Dass nun der

Ost-Westkonflikt beendet sein könnte, dass mit der Wiedervereinigung ein wichtiges Zeichen im Sinne der europäischen Integration gesetzt wurde, motivierte mich zum gesellschaftlichen Engagement.

Erst als die ausländerfeindliche Stimmung im vereinten Deutschland von den Stammtischen her immer lauter wurde und bei den Anschlägen in Hoyerswerda, Rostock, Mölln und Solingen Menschen ums Leben kamen, ließ mein jugendlicher Zukunftsoptimismus erheblich nach. Als im Mai 1993 in Solingen ein Anschlag auf das Haus einer türkischen Familie das Leben von fünf türkischen Frauen forderte, war meine Entrüstung groß. Ich konnte es nicht fassen, dass Menschen auf Grund ihrer ethnischen oder kulturellen Identität Opfer von Anschlägen wurden und sogar getötet wurden. Im gleichen Jahr ereignete sich eine weitere menschliche Katastrophe, diesmal in der Türkei, genauer gesagt in Sivas, dem Ort, dem meine Eltern entstammten und den sie vor ca. 30 Jahren verlassen hatten. In Sivas fielen im Juli 1993 in einem Hotel 37 Personen einem Brandanschlag zum Opfer, die überwiegende Mehrheit waren alevitische DichterInnen und DenkerInnen. Da seit Beginn der 1990er Jahre die meisten türkischen Haushalte mit Satellitenschüsseln ausgestattet waren, konnten wir in Deutschland live verfolgen, wie ein Mob von verblendeten religiösen Fanatikern den Tod von Menschen forderte, die gerade ein Kulturfest in einem Hotel in Sivas feierten. Der Auslöser soll der Besuch des atheistischen Schriftstellers und Intellektuellen Aziz Nesin auf dem Kulturfest gewesen sein, der die „Satanischen Verse“ Salman Rushdies ins Türkische übersetzt haben soll.

Die Geschehnisse dieser Jahre haben bei vielen türkeistämmigen MigrantInnen, die immer noch als „Gastarbeiter“ bezeichnet wurden, das Gefühl ausgelöst, keine „Gäste“ mehr sein zu wollen. Sie entschieden sich in Deutschland zu bleiben und ein fester Bestandteil dieser Gesellschaft zu werden. Sie wollten dazu gehören und das Land mitgestalten. So entschieden sich zu Beginn der 1990er immer mehr türkeistämmige Menschen, die Staatsbürgerschaft zu beantragen, um auch politisch teilhaben zu können.

Auch mich prägte die Erfahrung der rassistisch motivierten Anschläge auf Menschen. Ich wollte mich aktiv gegen solche Missstände in der Gesellschaft engagieren und so entschied ich mich nach dem Abitur und einer Ausbildung zur Groß- und Außenhandelskauffrau,

Islamwissenschaft zu studieren. Mit mehr Kenntnis über islamische Kultur und Geschichte wollte ich mich später für den interreligiösen und innerkulturellen Dialog einsetzen. Es war mir wichtig, dass Menschen einander auf gleicher Augenhöhe begegnen. Dieser Weg führte mich zur Politik.

Gegenseitige Vorurteile abbauen

Mein Studium begann ich 1993 in Köln und war in diesem emotional sehr aufgewühlten Jahr mit dem Erlernen des Arabischen beschäftigt. Für viele AlevitInnen war es schwer nachvollziehbar, warum ich die Sprache der „islamischen Fanatiker“ lernen wollte, ausgerechnet in dem Jahr, in dem der Anschlag auf das Hotel Madimak in Sivas geschah. Doch nach meiner Überzeugung müssen wir das Recht, das wir für uns reklamieren, auch den anderen zubilligen und dürfen die Vorurteile, die wir als AlevitInnen erleiden, nicht unsererseits gegen gläubige SunnitInnen vorbringen. Und so versuchte ich auch in die alevitische Gemeinschaft zu wirken und Vorurteile gegenüber SunnitInnen abzubauen.

Als ich dann erstmalig die arabischen Länder Tunesien, Ägypten, Libanon und Jordanien bereiste und ein halbes Jahr in Syrien verbrachte, konnten meine Verwandten dies schwer begreifen. Und wie es in solchen Fällen vorkommt, war mein zukünftiger Bräutigam, den ich meinen Eltern vorstellte und den ich später auch heiratete, ein Deutsch-Ägypter, der sowohl deutsche als auch arabische VorfahrInnen hat. Meine Eltern schlossen ihn schnell in ihr Herz und schätzten ihn, und dies tat auch unser Familienumfeld. Meine Eltern waren hier viel toleranter, als ich es vermutet habe. Auch die Familie meines Mannes nahm mich herzlich auf und ermöglichte mir zu Hause ein Stück deutsche Kultur. Heute sind deutsch-türkische, deutsch-kurdische oder türkisch-kurdische Ehen in meinem Bekanntenkreis in Mönchengladbach nicht mehr die Ausnahme, sie werden akzeptiert und als Bereicherung verstanden. Der beste Weg Vorurteile abzubauen, ist immer noch der direkte Kontakt, der Austausch und die Auseinandersetzung mit den eigenen Vorurteilen.

Teilhabe in Zukunft

All diese persönlichen Erfahrungen aus meiner Kindheit und Jugend haben meinen Weg und mein politisches Engagement geprägt. Für die Menschen aus der „türkischen Community“ gilt es, ihre Pluralität und Vielfalt zu entdecken und die unterschiedlichen Lebensentwürfe

und -wege auch innerhalb ihrer Communities zu akzeptieren.

Was die Integrationsdebatte und –politik in Deutschland betrifft, bin ich der Meinung, dass bessere Kenntnisse über die vielfältigen Hintergründe der Menschen aus der Türkei hier helfen würde, sie nicht pauschal und undifferenziert als eine homogene Gruppe zu begreifen. Denn viele interne, politisch gelagerte Konflikte innerhalb der Community blieben der deutschen Gesellschaft sehr lange unbekannt. Diese Konflikte zu kennen und einordnen zu können, ist meiner Meinung nach ein wichtiger Bestandteil der Diversity- und Integrationsdiskussion, die wir aktuell in Deutschland führen. Heute besitzen viele Menschen transnationale Identitäten und fühlen sich mit den politischen Entwicklungen sowohl in Deutschland als auch in der Türkei verbunden. Diese sogenannten Mehrfachzugehörigkeiten sind keineswegs ein Hindernis, um in Deutschland politisch zu partizipieren und sich zu engagieren.

Die „Loyalitätsfrage“, die türkeistämmigen Menschen mit Doppelpass immer gestellt wird, sollte langsam ein Ende finden. Über 50 Prozent der in Hessen eingebür-

gerten Menschen haben bereits heute eine doppelte Staatsbürgerschaft. Die größte Gruppe, die davon bisher ausgeschlossen bleibt, ist die Gruppe der türkischen StaatsbürgerInnen. Transnationale Identitäten sind eine Realität in vielen Ländern und auch in Deutschland. Demokratiepolitisch ist es wichtig, dass wir Menschen mit solchen Identitäten auch rechtlich eine Chance zur politischen Partizipation einräumen. Noch immer dürfen in manchen Städten und Stadtteilen unserer Republik Menschen, die seit über 30 Jahren dort leben, nicht einmal auf kommunaler Ebene mitentscheiden, wer ihr Bürgermeister oder Landrat werden wird! Um diese Teilhabe rechtlich zu ermöglichen, brauchen wir eine Erleichterung der Einbürgerung, die Hinnahme der Mehrstaatlichkeit und die Abschaffung der Optionspflicht.

Mürvet Öztürk absolvierte ein Studium der Islamwissenschaft und Geschichte an der Universität zu Köln. Es folgten Aufenthalte in Syrien, Libanon, Jordanien, Ägypten und Tunesien. Von 2001 bis 2004 war sie für das Istanbul-Büro der Heinrich Böll Stiftung tätig. Seit 2008 ist sie Mitglied der Grünen Fraktion im Hessischen Landtag.

Amin Farzanefar Die zweite Leinwand

Eigentlich gilt ja das deutsch-türkische Kino mit VertreterInnen wie Fatih Akin oder Yasemin Samdereli als der Prüfstein, an dessen Festivalerfolgen man gerne das Gelingen der Integrationsbemühungen abliest. Doch während dieses Kino sein Publikum überwiegend unter deutschstämmigen BildungsbürgerInnen findet, hat sich mitten in deutschen Großstädten eine Parallelgesellschaft ganz eigener Couleur formiert.

Im Dunkel der Multiplex-Kinosäle, fast unbemerkt von der Medienöffentlichkeit, boomt das türkische Popcorn-Kino, häufig laufen zwei oder drei Titel gleichzeitig. Und hier findet man das begeisterte türkeistämmige Publikum - unter weitgehendem Ausschluss der deutschen Mehrheit: Lediglich 6-8 Prozent deutschstämmige ZuschauerInnen verbuchen die türkischen Titel; mit deutschen Untertiteln laufen sie dennoch, weil die zweite, dritte, vierte Generation hier zwar gerne das türkische Original hört, bei schnellen Leinwanddialogen dann aber doch nicht immer alle mitkommen.

Das Phänomen ist vergleichsweise neu: Zwar hat der türkische Film eine reiche Geschichte voller Stars und Klassiker, doch bis in die 1990er Jahre hinein liefen in deutschen Kinos allenfalls anspruchsvolle, gerne politisch kritische *Arthouse*-Filme mit dem Prüfsiegel „Hochkultur“.

Osman Normalverbraucher jedoch konnte sich in *Almanya* die neuesten Kassenknüller der traditionsreichen *Yesilcam*-Studios erst nach monatelangem Warten auf verrauschten Videos beim Gemischtwarenhändler abholen. Diese Tage sind passé: Inzwischen ist der deutsche Starttermin eng an die Premiere am Bosphorus gekoppelt und wird mit eigenen Werbekampagnen vorbereitet. Das Publikum schätzt diese Synchronizität, es fühlt sich an die Istanbuler Popkultur angeschlossen und genießt die Wahlmöglichkeit, die seine transnationale Identität ihm bietet: entweder gemeinsam mit den Bio-Deutschen amerikanische Filme anschauen, oder mit anderen *Almancis* Hausmannskost.

Damit können auch diese Filme als Beispiel erfolgreicher Integration gelten – der Einpassung einer einst fremden Filmkultur in den deutschen Kinobetrieb: 1,1 Millionen Tickets sind in Deutschland drin, Tendenz

leicht steigend, schätzt Anil Sahin, der Geschäftsführer des *Maximum*-Filmverleihs. Zwar hatten die Verleihfirmen der *Warner* und *Constantin* bereits in den 1990er Jahren türkischen *Mainstream* ins Programm genommen, doch erst Sahin setzte 2001 die Erkenntnis, dass man das türkische Publikum separat bewerben muss, in klingende Münze um. Erfolgreich verkaufte er Kino als Gruppenerlebnis, das mit der Clique oder dem Familienverband geteilt wird: Inzwischen gehören TürKinnen hinsichtlich Popcorn-, Nachos- und Cola-Konsum zu den umsatzstärksten KinokundInnen. Ein solventes Publikum, das seit 2008 auch von einem zweiten Verleih umworben wird: Die *Kinostar* begann als Partnerin des türkischen Produzenten *Özenfilm* und hatte bereits 2010 mehr Titel in den Top Ten platziert als *Maximum*. Und mit Panafilm, der bislang vor allem die „Tal der Wölfe“-Reihe produziert, ist demnächst ein weiterer Verleih am Start.

Dass es eng wird auf dem Markt, liegt aber weniger an der Konkurrenz, sondern vielmehr am gegenwärtigen Boom des türkischen Kinos: War die einst ansehnliche Jahresproduktion zur Millenniumswende auf ein trübes Dutzend zusammengeschrumpft, sind es heute über siebzig Produktionen, Tendenz steigend. Statt zehn Filmen, die früher pro Jahr auf deutsche Leinwände gelangten, müssen sich nun 20 bis 25 Titel in der „heißen Phase“ von Oktober bis Mitte April das Publikum aufteilen. Die VerleiherInnen setzt das unter Stress, weil die Auswertungsspanne pro Film dadurch zwar kürzer ist, die Werbekampagnen aber trotzdem für jeden einzelnen Film geschaltet werden müssen.

Inhalte: Fernsehen im Kino

Soweit also die imposante Faktenlage - doch was wird da im Kinosaal nebenan eigentlich gesehen? Die Wahrnehmungsschwelle des Feuilletonbetriebes überschritt allenfalls der chauvinistische Film „Tal der Wölfe“: 2006 krepelte Regisseur Serdar Aker die Stoßrichtung amerikanischer Kriegs- und Actionfilme um und schickte einen aufrechten türkischen Agenten gegen die finsternen, nach Weltherrschaft strebenden US-Truppen im Irak. Das war skandalträchtig genug, um eine Debatte darüber anzuzetteln, ob der Kampf der Kulturen nun auch unsere Kinos erreicht hat.

Der Blick in die Jahresbilanzen offenbart allerdings, dass es weniger Furcht und Schrecken, als vielmehr Lachen und Weinen sind, die das türkeistämmige Publikum derart an die Filme binden, dass diese regelmäßig mit „Bogeys“ ausgezeichnet werden - der "Box Office Germany Award" geht an Kinofilme, die am Startwochenende einen Schnitt von 1.000 ZuschauerInnen pro Kopie erreichen.

Eine allzeit sichere Bank ist Cem Yilmaz, einer der erfolgreichsten *Standup Comedians* der Türkei, der immer aufs Neue vormacht, wie der türkische Film- und Fernsehbetrieb – gänzlich unbeeindruckt von stockenden EU-Beitrittsverhandlungen – mit orientalischem Temperament und westlichen Formaten eine Popkultur von eigenen Gnaden zusammensammelt. Schon 2004 brach er mit G.O.R.A. einer Science-Fiction-Persiflage, die von „Star Wars“ über „Matrix“ bis zu „Das fünfte Element“ das Genre plünderte, mehrere Kassenrekorde. Der Regisseur Ömer Faruk Sorak ließ den Teppichhändler Arif per Fangstrahl ins All entführen und dort unfreiwillig am Kampf um die Rettung der Welt teilnehmen. 2008 teleportierte der (schwächere) Nachfolger A.R.O.G den erneut von Yilmaz gespielten Arif diesmal in die Steinzeit - und erneut in die Top Ten. 2010 schließlich schlug „Yahsi Bati - Die osmanischen Cowboys“¹ ein, eine ähnlich seltene Blüte wie „Der Schuh des Manitu“: Hier schickte Sorak zwei Gesandte (Cem Yilmaz, Ozan Güven) des Sultans durch den Wilden Westen. Der Ritt in ein zutiefst westliches Genre, eine nonchalante Replik auf die Orientphantasien Hollywoods und auf westliche Überfremdungsängste, hatte durchaus Kultfilm-Potenzial. Leider versandet der anarchische Impetus jedoch im Episodischen zahlloser Witzeleien – und die amüsante Erfindung eines klebrig süßen Tee-Ersatz-Getränktes für Cowboys durch die Osmanen etwa wird allzu breit ausgetreten, weil Coca Cola an der Filmfinanzierung beteiligt war.

Ohne solch massives Sponsoring und entsprechende Produktplatzierung (respektive Schleichwerbung) ist *Mainstream-Kino* in der Türkei, wo es kaum größere staatliche Fördertöpfe gibt, kaum möglich. Ebenso wichtig für das fernsehauffene Publikum ist die Einbindung von TV-Stars, die Kinoproduktionen oft weniger als Einkommensquelle denn als Prestigeprojekte ansehen.

¹ www.kinostar.com/Verleih/filme/920_YahsiBati/trailer.htm

Die zentrale Bedeutung des türkischen Fernsehens thematisiert „KanaliZasyon“ (Regie: Alper Mestci) der die Welt des türkischen *TV-Trash* erkundet: Ein vom Rauswurf bedrohter Produzent stellt Imdat ein, einen Fensterputzer und Vielgucker, der über einen ultimativ schlechten Geschmack verfügt, mit dem er die Quoten erhöhen soll. Tatsächlich erfindet das publikumsnahe Naturtalent aus dem Stehgreif neue Kult-Formate: etwa eine Quizshow, bei der es für falsche Antworten Watschen setzt. Oder die Live-Übertragung von Nachbarschafts-Tratsch. Auch „KanaliZasyon“ hatte ein amerikanisches Vorbild - die Hollywood-Blödsatire „The Average Man“.

Das Landei als zentrale Konstante

Dem Fernsehen entstammt auch der Protagonist des Kino-Überraschungserfolges 2010: In Hakan Algüls „EyvahEyvah“² spielt der dickleibige *Stand-Up-Comedian* und Seriendarsteller Ata Demirer den bei seinen Großeltern in Thrakien aufgewachsenen Hüseyin. Gerade hat dieser zu seiner Traumfrau zarte Bande geknüpft, da erfährt er, dass sein leiblicher Vater noch lebt, und reist ins ferne Istanbul. In der großen Stadt freundet sich der begnadete Klarinetttist mit der schrägen Club-Sängerin Firuzan an, rührt mit seinem Spiel einen stadtbekanntem Mafioso und findet nach mancherlei Abenteuern seinen Vater. Am Ende fahren alle gemeinsam zurück ans Meer: Landeier und Städter, Väter und Söhne, Popsternchen und Folklore-Musiker.

„Eyvah Eyvah“ variiert geschickt eine zentrale Konstante, die seit Jahrzehnten Dynamik und Charakter des türkischen Kinos bestimmt: die Aussöhnung des einfachen Landeis mit der urbanen Kultur. In der Türkei, einem großen Land mit starker Binnenmigration und einem gewaltigen wirtschaftlichen und sozialen Gefälle zwischen Stadt und Provinz, fürchtet man permanent die kulturelle Abkoppelung der urbanen Zentren von der Peripherie. „Eyvah Eyvah“ kittet diesen Riss mit viel Herz; das gefällt den Kindern der ZuwanderInnen in den Istanbul Kinos ebenso wie hier den *Almancis*. Auch eine Fortsetzung „Eyvah Eyvah 2“ platzierte sich mit 146.000 ZuschauerInnen in Deutschland weit oben.

In dieselbe Kerbe haut auch ein denkbar grober Keil, der es gleich dreimal auf Platz eins der Kinocharts geschafft hat: Sahar Gökbahar, ein 31-jähriger Kunst-

² www.kinostar.com/Verleih/filme/970_EyvahEyvah/trailer.htm

hochschul-Absolvent, hatte erst im Fernsehen mehreren Talkshows zu Kultstatus verholfen, bevor er seine vollschlanke Kunstfigur „Recep İvedik“³ ins Kino wucherte. İvedik, ein ausgemachter unübersehbarer Proll, stolpert rülpstend und furchend durch Istanbul, mal auf der Suche nach einer passenden Frau, mal nach einem Heilmittel gegen seine Depressionen. *Maximum*-Chef Sahin meint, „İvedik“ – vom Konkurrenten Kinostar ausgewertet - hätte das Publikum verhunzt, das er vor allem der Arbeiterklasse zurechnet, der man ohnehin nur vorsichtig anspruchsvollere Genrekost nahe bringen könne.

Doch diese Gargantua-Figur, die vielleicht nicht ohne Berechnung den Vornamen mit Premier Erdogan teilt, ist gar nicht so geschichts- und kulturlos, steht sie doch in der Traditionslinie des populären burlesken Bauerntheaters oder auch des *Karagöz*-Schattenspiels. In ihrem flapsigen, oft fäkalen Humor offenbart sich eine Karikatur des neuen konsumorientierten Zuwanderers, dessen traditionalistische Einstellung permanent mit dem *High-Tech-Environment* der Stadt und dem Klassenbewusstsein der Alteingesessenen wie auch Neureichen kollidiert.

Der neue Anspruch: Problemkino für alle

Überhaupt ist es um den Anspruch der Massen gar nicht so schlecht bestellt. Konnten kritische Themen lange Zeit nur vom Independent- und Autorenkino, unter ständiger Beobachtung durch die Zensur, umgesetzt werden, so sind Menschenrechte, Minderheitenpolitik, Geschichtsaufarbeitung und Demokratiedefizite inzwischen Stoffe für den *Mainstream*. Dabei wird auch vor dem Allerheiligsten nicht halt gemacht - dem Militär: Levent Semercis „Nefes – Vatan Sagolsun“⁴ zeigte 2009 anhand einer in den kurdischen Bergen verbarrikierten Einheit die Sinnlosigkeit des vermeintlich heroischen Krieges gegen den PKK-„Terrorismus“. Doch trotz einer beeindruckenden Inszenierung der Gefechtsszenen wie auch der klaustrophobischen Enge in dem von Heckenschützen umstellten Stützpunkt, beklagte er ähnlich wie der US-amerikanische Antikriegsfilm vor allem eines: nur die eigenen Opfer.

Ein anderer Erfolgsfilm, „Günesi Gördüm - Ich habe die Sonne gesehen“⁵, ging in der Durchleuchtung des Kurden-Krieges und seiner sozialen Auswirkungen weiter;

³ www.youtube.com/watch?v=6H_c-Erc5aw

⁴ www.youtube.com/watch?v=VMcTQi5ak6l

⁵ www.youtube.com/watch?v=9tTSt7rn-lk

was als Dorfkomödie mit kritischen Untertönen beginnt, bekommt schnell dramatischen Tiefgang: Als Anti-Terror-Maßnahme wird ein kurdischer Clan aus seiner Heimat in Südostanatolien vertrieben, und in Istanbul unterwerfen die neuen Arbeits- und Wohnverhältnisse den Familienzusammenhalt einer harten Belastungsprobe. Andere Familienmitglieder finden sich als Asylsuchende in Norwegen wieder. „Günesi Gördüm“ zerfranst zwar gegen Ende in allzu vielen Parallelmontagen zwischen Oslo und Istanbul, balanciert aber geschickt zwischen Anteilnahme und Kritik an seinen Charakteren. Zwar sichern die traditionellen Bande das Überleben der Sippe, doch gibt es auch Polygamie, Kinderheirat und Homophobie: Der schwule Bruder bleibt ein Außenseiter, der als Stricher im Transenviertel endet. Regisseur Mahsun Kirmizgül ist ein aus den Musikkanälen bekannter Neuinterpret des *Arabesk* – eben jener populären Musikrichtung, die jahrzehntelang das Leid der entwurzelten Landbevölkerung durch Selbststilisierung, Heroisierung und Verklärung linderte.

Ein weiteres prekäres Thema greift „Güz sancisi - Herbstleid“⁶ auf. Im Umfeld der Zypernkrise kam es im September 1955 zu gewalttätigen Ausschreitungen gegen orthodoxe GriechInnen, aber auch JüdInnen und ArmenierInnen. Während des Istanbul Pogroms zog ein Hunderttausende zählender Mob durch die Straßen, der nicht nur 4.000 bis 5.000 Geschäfte plünderte, sondern auch Kirchen, christliche Schulen, und Friedhöfe verwüstete. Im Zuge dieser „türkischen Reichskristallnacht“ verließen zehntausende GriechInnen die Stadt. Diese kaum aufgearbeitete Tragödie erzählt Tomas Giritlioglu's Film aus der Sicht eines halbherzigen Intellektuellen, der sich zusehends mehr von nationalistischen Parolen beeinflussen lässt. Das Drehbuch stammt interessanterweise aus der Feder von Etyen Mehcupian, dem Mitherausgeber der von Hrants Dink – dem 2007 ermordeten armenischstämmigen Friedensaktivisten - gegründeten armenischen Zeitschrift AGOS.

Atatürk und Fethullah Gülen machen den Unterschied

Insgesamt also scheint die Abarbeitung der EU-Aufnahmekriterien zumindest im Kino in vollem Gange. Ohnehin ist der Unterschied zwischen den Vorlieben des Kinopublikums in der Türkei und in Europa minimal: In Deutschland dominieren dieselben Titel die türkischen Jahrescharts wie in der Türkei – allerdings mit einigen kleinen, aber signifikanten Unterschieden. So

⁶ www.youtube.com/watch?v=YWvA-dqdtSk

erzielte der monumental angelegte, epochal gemeinte „Veda – Der Abschied“⁷ in der Türkei über 5 Millionen Dollar Einspielergebnis. Auch dieser Film erschien lange Zeit unmöglich - Curd Jürgens und Yul Brynner, Antonio Banderas und Joseph Fiennes waren im Gespräch, Atatürk, den „Mann des Jahrhunderts“, zu verkörpern, und doch erschien keiner würdig genug. Das *Biopic* (wie man in der Branche eine Filmbiografie nennt), das Zülfü Livanelli – ein gefeierter Chansonier und Schriftsteller - nun vorlegte, war eine ausgemachte, aber vorhersehbare Enttäuschung: die in Respekt erstartete Fortschreibung der Legende.

Neben dem Durchexerzieren des allen türkischen ABC-SchützInnen eingetrichterten titanischen Reformprogramms, das die Türkei näher an die Moderne rücken sollte, bleibt Mustafa Kemals exzessiver Rakikonsum ebenso unerwähnt, wie seine außenpolitische Weitsicht, die ihn schon frühzeitig vor Hitler warnen ließ. Dies fleckfreie Herrscherlob des vormaligen Bürgermeisterkandidaten Livanelli zielt wohl darauf, die Türkei – die er zerrissen wähnt zwischen NationalistInnen und IslamistInnen - wieder an ihre kemalistischen Wurzeln zu erinnern. Ob dies die Kur ist oder noch die Krankheit, sei hier dahingestellt.

Unter den türkeistämmigen ZuschauerInnen Deutschlands erzielte „Veda“ (in der Türkei immerhin auf Platz Sieben!) gerade einmal 17.000 verkaufte Tickets. Wer nun gleich folgert, dass das laizistische Türkentum in *Almanya* auf dem Rückmarsch sei, dem seien die Zahlen der religiösen Erbauungskomödie „Esrefpasalilar“⁸ entgegenhalten. Der unorthodoxe legere Imam, der da das kriminelle Prekariat in einem Problemviertel von Izmir mit Sprachkursen und weisen Sprüchen aufmöbelt, erinnert an den auch in Deutschland populären Islamprediger Fethullah Gülen; diesem werden regelmäßig islamistische Tendenzen und eine umstürzlerische Agenda nachgesagt. Doch „Esrefpasalilar“ – am Startwochenende in Istanbul auf Platz zwei - konnte in Deutschland lediglich 20.000 Tickets verbuchen.

Bei beiden Filmen traf die bewährte Faustregel, dass hier jeder große Film zehn Prozent des türkischen Umsatzes macht, nicht zu. Die dritte Abweichung erklärt diese Unregelmäßigkeiten: Sermiyan Midyats Debütfilm „Ay lav yu“ erzielte in der Türkei mit 200.000 ZuschauerInnen ein achtbares Ergebnis, war hier aber ein regel-

rechter Überraschungserfolg. Die in Ostanatolien spielende Farce mit *Culture-Clash*-Elementen um einen Studenten, dem unangemeldet die amerikanische Braut samt Schwiegereltern ins Heimatdorf nachfolgt, fand immerhin 46.000 Interessierte. Eine Dorfkomödie also! Nicht etwa IslamistInnen und nicht Kemalisten – nein, die Landbevölkerung und ihre Nachfahren sind der Faktor, mit dem man hier Publikum mobilisieren kann. Dazu passt ein weiterer signifikanter Unterschied: Vergleicht man die mitgelieferten Werbetrailer mancher Filme, stellt man überrascht fest, dass allzu derbe Flüche oder auch Szenen mit nackter Haut aus den Istanbul Originalen herausgeschnitten werden. Das Zielpublikum in Deutschland ist also immer noch wertkonservativer als das am Bosphorus.

...und Action

Das türkische Kino legt weiterhin zu - nicht nur qualitativ im *Arthouse*-Bereich (Goldener Bär 2010 für „Bal“) sondern auch quantitativ: Für 2010/11 waren über 130 Projekte in Planung. Der 2004 erfolgte Einstieg des türkischen Kulturministeriums in die Filmförderung bleibt mit 100.000 bis 150.000 Lira pro Film (ca. 50.000 bis 75.000 Euro) zwar bescheiden, ermuntert als Startinvestition aber weitere InvestorInnen. Also werden weiterhin Rekorde purzeln, technisch wie inhaltlich neue Maßstäbe gesetzt werden. Gerade hat Kinostar mit dem Horrorfilm „Cehennem - Inferno“ den ersten türkischen 3D-Film gestartet, ein weiterer wird folgen.

Dabei sei nicht unterschlagen, dass neben süffigen Provinzposen und nostalgischen Dorffilmen, in denen die Türkei als im Kern harmoniebedürftige, multiethnische Großfamilie erscheint, neben den Vergangenheitsbewältigungsfilmern und Komödien auch der Kriegsfilm seinen festen Platz hat. Gerne pflegt dieses Genre die heroische Selbstinszenierung des aufrechten Türken, der sich durch ein Heer von inneren und äußeren Feinden und ein Netz von Verschwörungen haut, um das Wohl der Nation und nebenbei noch Witwen und Waisen zu retten. Bereits einer der ersten in Deutschland erfolgreichen Popcornfilme - Osman Sinavs „Deli Yürek“ – lieferte 2001 eine Art Blaupause für die kommenden Jahre. Der furiose Actionstreifen greift den Konflikt in Kurdistan („Mesopotamien“) auf, um ihn verschwörungstheoretisch als Komplott zwischen CIA und Hisbollah zu deuten, das nur durch einen türkischen Rambo zu lösen ist.

⁷ www.youtube.com/watch?v=T1HQZqYWvYs

⁸ www.youtube.com/watch?v=wlpknbgymQ

In heiklem Fahrwasser schiffte jüngst der dritte Kino-Ableger der erfolgreichen Fernsehserie „Kurtlar Vadisi“: „Tal der Wölfe – Palästina“⁹ setzt bei dem israelischen Angriff auf die Gaza-Hilfsflotte im Mai 2010 an, und erneut macht sich Geheimagent Polat Alemdar daran, das Böse – israelische Soldaten - zu töten, um das Gute – palästinensische ZivilistInnen - zu schützen bzw. zu rächen. Regisseur Zübeyr Şaşmaz arbeitet in gewohnt einseitiger, gezielt provokativer Sicht, aber stärker noch als im ersten Teil mit allen Mitteln des Propagandafilmes. Häufig werden Bilder des Davidsterns als Flaggenemblem und des blutrünstigen Israelis zusammen geschnitten. Und es gibt zwar eine sympathische, weil schöne und ahnungslose amerikanische Jüdin, diese wird aber erst von den Filmtürken gelobt, als sie sich endlich das züchtige Kopftuch umlegt und ihre Ehe- und Kinderlosigkeit bedauert. Die krude Mischung aus Nationalismus und islamistischer Gesinnung erklärt sich auch daraus, dass zu den Verwandten der als Hauptdarsteller, Regisseur, Produzent und Drehbuchautor tätigen Brüder Necati, Zübeyr und Raci Sasmaz sowohl Mitglieder der nationalistischen MHP als auch der islamistischen BBP zählen. „Tal der Wölfe – Palästina“ war mit 20 Millionen Dollar Produktionskosten einer der teuersten türkischen Filme aller Zeiten und steht auf Platz drei der Hitliste 2011.

Ende 2011 stehen drei weitere Actionspektakel ins Haus: „Bendeyar“ ist ein Thriller von Joel Leang mit parapsychologischen Einsprengseln über einen unschuldig des Staatsverrates beschuldigten CIA-Agenten. In Serdar Akars „Behzat Ç.“ deckt der gleichnamige Mordspezialist das Komplott einer Gruppe korrupter hochrangiger Polizeibeamter auf. Und Ömer Vargi's „Anadolu Kartalları“ - "Die Anatolischer Adler" – zeigt, wie fünf angehende Kampfpiloten im Ernstfall zu einem Team zusammen geschweißt werden können. Tatsächlich beobachtet man aktuell im türkischen Actionfilm eine filmtechnische Generalmobilmachung, die auf Biegen und Brechen Hollywood nacheifert. Man will „großes Kino“ machen: teuer, laut und spannend. Neben den kollektivpsychologischen Implikationen der auffallend häufigen Stilisierung des Türken zum Weltretter ist auch interessant, wie sich die Filme gegenüber der komplexen innen- und außenpolitischen Situation der Türkei positionieren. Häufig finden sich Anspielungen auf wichtige, als explosiv empfundene Konstellationen und Organisationen: AKP und CHP, CIA und PKK;

Islamismus und Kemalismus, Religiöse und Militaristen, Irak und USA.

Dabei sind allerdings verschiedenste Wertungen und Perspektiven anzutreffen: Ende 2010 erzählte Mahsun Kirmizigül's neuer Film „Fünf Minarette in New York“¹⁰ die Geschichte der problematischen Überführung eines in den USA verhafteten religiösen Extremisten in die Türkei, und dekliniert dabei von CIA bis *Waterboarding* alle Gründe für antiamerikanische Ressentiments durch. Kirmizigül findet aber zu einem überraschend nachdenklichen und privaten Ende, das viele der aufgeworfenen Verdächtigungen und Verschwörungstheorien als übersteigerte Fantasien entlarvt.

Mit über 270.000 Zuschauern war „Fünf Minarette“ einer der erfolgreichsten auf deutschen Leinwänden gezeigten türkischen Filme. Im Gegensatz zum „Tal der Wölfe – Palästina“ wurde er aber von der deutschen Filmkritik faktisch nicht wahrgenommen, wie überhaupt das ganze *Mainstreamkino* keine Relevanz für die Kinomagazine aufweist – trotz zunehmender Qualität, ansprechender Themenwahl und der teilweise herausragenden türkischen SchauspielerInnen. Es scheint, dass Deutschland schon wieder etwas verpasst.

Amin Farzanefar, Islamwissenschaftler, Filmjournalist und Kurator, widmet sich der Filmkultur des Nahen und Mittleren Ostens und dem Kino der Migration. In Berlin und Köln betreut er regelmäßig Filmreihen.

⁹ Achtung: nicht jugendfrei!!
www.perafilm.com/default.asp?d=tr&s=2&b=3&f=5

¹⁰ Trailer:
www.kinostar.com/Verleih/filme/1020_NY5M/trailer.htm

Martina Priessner

„Wir müssen fahren. Wir lieben es. Es ist eine Kunst.“

Als ich vor vielen Jahren zum ersten Mal den Film „E 5 - Die Gastarbeiterstraße“ von Tuncel Kurtiz¹¹ aus dem Jahr 1978 sah, war ich überrascht, wie wenig ich über die Bedeutung und die Geschichte dieser Straße wusste. Endlich waren die Sommerferien gekommen. Sommerferien bedeuteten für uns, so wie für Millionen andere Gastarbeiter auch, ab in einen Ford Transit, den Kühlschrank aufs Dach geschnallt und los geht es. (Yilmaz 2004)

Mit Beginn der Arbeitsmigration aus Südosteuropa wurde die E 5 für viele Menschen zur wichtigsten Verbindung zwischen dem „Gastland“ und der alten Heimat. Jedes Jahr, wenn die Ferienzeit nahte oder endete, fuhren Hunderttausende in Kolonnen durch die steilen Serpentinafen der österreichischen Alpen, jagten durch Slowenien und rollten auf dem „Autoput“ (serbisch für Autobahn) durch Jugoslawien.

In Jugoslawien verlief die Strecke von der Grenze nach Maribor und über Ljubljana weiter nach Zagreb und Niš. Dort teilte sich die Route und führte südwärts über Skopje und Evzoni nach Thessaloniki in Griechenland und ostwärts über Bulgarien nach Edirne und weiter nach Istanbul. Mit den Reisenden machten sich auch Briefe, Geld und Geschenke aller Art auf den Weg. Auf dem Rückweg wurden die Autos mit Lebensmitteln vollgeladen, die in Deutschland nicht zu finden waren. Die „Gastarbeiterroute“ wurde zur Nabelschnur nach Hause.

Durch den Transitverkehr veränderten sich aber auch ganze Regionen entlang der Strecke. Vor allem im Grenzgebiet Deutschland-Österreich war eine regelrechte Geschäftsmeile entstanden. Der Historiker Peter Payer zitiert in einem Artikel den Leiter der Grenzstation Spielfeld, Franz Tscherner:

Die Kaufhäuser sind aus dem Boden geschossen und hatten rund um die Uhr geöffnet, auch zur Nachtzeit. Viele Gastarbeiter wollten ja noch schnell einen großen Einkauf tätigen und für ihre Angehörigen etwas mitbringen. Und so haben eigentlich alle Geschäfte in Grenznähe ge-

boomt. Wirtschaftlich war es sicher für die ganze Region ein Gewinn. (Payer, *Die Presse*)

Als 1991 der Jugoslawien-Krieg begann, wurde die E 5 zur Sackgasse, und eine neue Route über Wien, Ungarn und Rumänien entstand. Heute ist die Strecke ein Mythos und ein Erinnerungsort: Unzählige Geschichten voller Sehnsucht und Stolz ranken sich um sie - tragische und nostalgisch verklärte, aber auch lustige. Auch wenn sie in ihrer ursprünglichen Form kaum mehr anzutreffen ist, erlebt die Strecke seit einigen Jahren eine Renaissance. Familien packen ihre Autos wieder voll – wie damals in den 1970er und 80er Jahren. Die Staus an den Grenzübergängen und Maut-Stationen – von denen es inzwischen mehr gibt als vor zwanzig Jahren – werden wieder länger.

Während die Strecke in zahlreiche Filme und Literatur Eingang gefunden hat, fängt die wissenschaftliche Auseinandersetzung damit gerade erst an. Zwar hat sich die BRD inzwischen in eine multiethnische Gesellschaft transformiert und begeht in diesem Jahr das Jubiläum des Anwerbeabkommens, das die Bundesrepublik Deutschland und die Türkei vor 50 Jahren miteinander schlossen, aber Bilder, die Einwanderung als etwas Positives entwerfen, gibt es kaum.

Kino kann Prozesse der Migration sichtbar machen und Bewegung in das Feld der Darstellung bringen. Die Bilder, die Tuncel Kurtiz 1978 für seinen Dokumentarfilm fand, faszinierten und berührten mich sehr. 34 Jahre nachdem sich Kurtiz von Schweden aus, wo er im Exil lebte, mit der Kamera auf den Weg machte, um das Geschehen auf der als „Gastarbeiterstrecke“ verspotteten Route einzufangen, will ich diesen europäischen Migrationsweg erneut in den Mittelpunkt einer filmischen Spurensuche stellen und versuchen, eine Tür zum „Archiv der Migration“ (Deniz Utlü) aufzustoßen. Dabei begreife ich die Bilder, Geschichten und Biografien, auf die ich treffe, nicht allein als die Geschichte der MigrantInnen, sondern auch als die Geschichte der Mehrheitsgesellschaft, besser: als unsere gemeinsame Geschichte.

¹¹ Die Zitate in den Überschriften stammen aus dem Film „E 5 - Die Gastarbeiterstraße“ von Tuncel Kurtiz, 1978.

„Unser einziges Ziel ist: dort ankommen.“

In den ersten Jahren nach der Ankunft in Deutschland dachten die „Gastarbeiter“ nicht an Urlaub. Zwei, höchstens drei Jahre, wollten sie in Deutschland arbeiten und dann in die Türkei zurückkehren. Es kam anders. Die Rückkehr wurde von Jahr zu Jahr aufgeschoben; stattdessen hielt die jährliche Fahrt in die Heimat Einzug ins Leben der ArbeitsmigrantInnen. Zunächst mit der Bahn und dem Bus, aber spätestens seit Anfang der 70er Jahre, als die meisten bereits ein Auto besaßen, wurde die Fahrt zum festen Ritual ohne Alternative. Sie hatten ihr vertrautes Leben, ihre Familien und nicht selten ihre Kinder zurückgelassen und waren dem Ruf der Arbeit in die „Wirtschaftswunderländer“ des Nordens gefolgt.

Im Film „E 5 - Die Gastarbeiterstraße“ sagt einer der Männer am Wegesrand: *„Wir müssen fahren. Wir lieben es. Es ist eine Kunst“* und bringt damit die Motivation für die gefährliche Reise auf den Punkt. In diesem Satz steckt das Lebensgefühl einer ganzen Generation, für die das Pendeln zwischen zwei Welten Normalität war. Das Leben im Transit war ebenso identitätsstiftend wie es auch eine physische Erfahrung war. Ein türkisches Sprichwort erzählt davon: *„Wer Störche in der Luft erblickt, der wird immer unterwegs sein. Wir sehen ständig Störche in der Luft.“* Sieht man den Film heute, berührt er auch deshalb so stark, weil deutlich wird, wie schmerzhaft die Situation für die Menschen damals war. Viele seien an dem Glauben gescheitert, dass ihr ganzes Glück allein in der Türkei liege, erklärt der Regisseur des Films, Tuncel Kurtiz:

Sie wollten in Deutschland Geld machen, um sich daheim eine Existenz aufzubauen. Aber während sie hier gearbeitet haben, hat sich auch die Situation zu Hause verändert. Im Verlauf dieser Entwicklung haben viele von ihnen festgestellt, dass sie nicht einfach wieder in ihre Heimatdörfer zurückkehren können. Sie haben das Leben in Deutschland verändert, und das Leben in Deutschland hat sie verändert. (Kurtiz 2004)

Von diesem Schmerz, dass nichts bleibt wie es ist, erzählt auch ein Lied, das Kinder im Film singen: *„Dort in der Ferne gibt es ein Dorf / auch wenn wir dort nicht hingehen / auch wenn wir es nicht sehen / ist dieses Dorf unser Dorf.“*

„Dein Weg soll frei sein. Doch die Strecke ist voller Gefahren.“

Şükriye und Burhan Özdemir, die ich seit vielen Jahren kenne, haben mir in mehreren Interviews die Geschichten ihrer Wanderung, ihrer Ankunft in Deutschland und ihrer Reisen auf der E 5 erzählt. 1973 kam zunächst Burhan nach Lorlach, in der Nähe von Gießen, wo er Arbeit fand. Şükriye folgte ein Jahr später mit den Kindern, und gemeinsam zogen sie in ein Dorf im Schwarzwald. Acht Jahre später gingen sie nach Röthenbach bei Nürnberg, wo sie bis heute leben. 1976, als sie zum ersten Mal die gefährliche Reise machten, hatten sie drei Kinder.

Bis zu ihrem Ziel - Antep im Südosten der Türkei - mussten sie 3.600 Kilometer zurücklegen. *„Wenn ich daran zurückdenke, kommt es mir wie ein Film vor“*, erzählt Şükriye:

Burhan hatte gerade erst seinen Führerschein gemacht, wir hatten einen alten Ford Taunus auf dem Automarkt gekauft und sind zusammen mit zwei anderen Familien aufgebrochen. Drei Wochen vor der Reise konnten wir nicht mehr gut schlafen. Es war ein unangenehmes Gefühl. Vor lauter Angst bekam ich schon eine Woche vorher Magenkrämpfe.

Die Angst war nicht unbegründet. Auf keiner anderen Straße in Europa starben zwischen 1970 und 1990 so viele Menschen bei Autounfällen. Als „Todesstrecke“ brannte sie sich ins kollektive Gedächtnis ein. Im Roman „Europastraße 5“ von Güney Dal aus dem Jahre 1981 kommt Salim, der seinen toten Vater in einem Karton in die Türkei transportiert, zu einer Unfallstelle und hört jemanden sagen: *„Glaubt mir, jedes Jahr, wenn ich aufbreche, wird mir ganz mulmig. Und ich küsse unsere Kinder immer und immer wieder und nehme dabei heimlich für immer Abschied von ihnen.“* (Dal: 207)

„Kein Tag darf vergeudet werden. Wer wird das Ziel erreichen?“

„Auf dieser, zum größten Teil als E 5 registrierten Straße, sterben jedes Jahr mehr Menschen als auf allen deutschen Autobahnen zusammen“, schrieb der Spiegel 1975. Über fünftausend Unfälle passierten pro Jahr allein auf dem nur 330 Kilometer langen österreichischen Teilstück der Strecke. Die schmale und unübersichtliche Straße über die Alpen mit der Überquerung des Schoberpasses war eine besondere Herausforderung.

rung für die zu diesem Zeitpunkt bereits ermüdeten FahrerInnen, die meist sofort nach Arbeitsende in der Fabrik losfahren. In der Ferienzeit verkehrten hier bald 30.000 Autos täglich; Staus bis zu 30 Kilometer Länge waren Normalität. Als „*Massengrab für Autofahrer*“ wurde die Loebener Umfahrung in demselben Spiegel-Artikel bezeichnet. Das nahe gelegene Krankenhaus in Kalwang war durch die vielen Unfälle fast permanent ausgelastet, und noch heute kann man auf dem Kalwanger Friedhof Gräber von verunglückten türkischen Familien besuchen. 1974 wurden 36 verunglückte „GastarbeiterInnen“ auf diesem Friedhof begraben. Franz Tscherner, der Leiter der Grenzkontrollstelle Spielfeld, erinnert sich an den Winter 1969:

Kurz vor Weihnachten, gab es erstmals das totale Chaos. Tausende Gastarbeiter strömten ihren Heimatländern zu. Die Exekutive war für den Ansturm nicht gerüstet. Noch dazu setzte Schneefall ein, so dass einfach alles zusammenbrach. Schützenpanzer des Bundesheeres mussten eingesetzt werden, um die verstopfte Straße wieder frei zu machen. (*Payer, Die Presse*)

Es kursieren auch Geschichten von Fahrern, die sich einen Ziegelstein auf das Gaspedal legten, um ihre lahmen Füße zu entlasten, oder von Reisenden, die das Kabel eines Bügeleisens, das als Weihnachtsgeschenk ebenfalls die Reise in die Türkei machte, um ihre Sommerreifen wickelten, um über die Alpenpässe zu kommen. Ich war zunächst ungläubig, aber Burhan beseitigte meine Zweifel, auch er hat damals zum Ziegelstein gegriffen.

Vom österreichischen „Kuratorium für Verkehrssicherheit“ initiiert, wurde 1988 bei Mautern ein „Moslem-Rastplatz“ eröffnet. Speziell für die Bedürfnisse der ArbeitsmigrantInnen aus der Türkei ausgelegt, gab es ein Büffet ohne Schweinefleisch und Alkohol, spezielle WC-Anlagen und ein provisorisches, aus Brettern gezimmertes Bethaus.

Eine beeindruckende Fundgrube zur Strecke, vor allem mit einem Fokus auf den Streckenabschnitt durch die Steiermark, stellt das Internetprojekt „Gastarbeiterroute“¹² von Fred Kroell dar. Direkt an der „Gastarbeiterroute“ aufgewachsen, hat er eine beeindruckende Sammlung von Fotos, Erinnerungsstücken, Dokumen-

¹² www.gastarbeiterroute.com

ten, Statistiken und Berichten von ZeitzeugInnen zusammengetragen und erweitert diese ständig.

„Mercedes Mon Amour“

Wie Burhan machten viele in der Fremde ihren Führerschein und reisten künftig mit dem Auto hin und her. Der eigene PKW wurde zum Statussymbol, mit dem man den ökonomischen Aufstieg auch in der Heimat überzeugend demonstrieren konnte. Eindrückliche Bilder dafür sehen wir in Tunç Okans Film „Mercedes Mon Amour“ (1995). Er erzählt die tragikomische Romanze zwischen dem türkischen Straßenkehrer Bayram, dargestellt von İlyas Salman, und seinem brandneuen Auto „Made in Germany“. Drei Jahre hat Bayram jeden Pfennig gespart, um sich eine Luxuslimousine, Marke Mercedes Benz 350 SE, leisten zu können. Mit diesem golden glitzernden Gefährt macht er sich auf die Reise in sein Heimatdorf, wo er seine Braut heiraten und mit seinem Schmuckstück aus Chrom und Blech angeben will. Doch die Fahrt durch die Türkei gerät zu einer Odyssee, die sein vierrädriger Liebling nicht überleben wird.

Im Film muss zwar nur das Auto dran glauben, aber die ausgebrannten Autowracks am Straßenrand erzählen auch von anderen, schlimmeren Schicksalen. Güney Dal hat drastische Bilder dafür gefunden. Dem Tod auf der Straße selbst nur knapp entkommen, lesen sich die Gedanken seines Helden Salims, die das Geschehen auf der Straße kommentieren, wie das Drehbuch zu einem Splatterfilm:

Der riesige Kühllastwagen hat sie einfach zerschnitten ... Zerschnitten ist noch zu milde, er hat ihnen das Blut ausgequetscht. (...) Abgeschnittene Arme und Beine überall verstreut, es regnet und das Wasser spült die Blutlachen weg. Gegen diesen Regen kommt Blut natürlich nicht an, Mensch. Das sind ja Türken, aber sicher, Türken... (*Dal 1981: 105*)

„Die Sehnsucht nach der Heimat ist so groß, dass wir diese Strapazen auf uns nehmen.“

*Zwischen Köln und Ankara
Muss man ein wenig Gas geben, um anzukommen
Es liegen dreitausend Kilometer dazwischen
Wer führe sie, wenn er kein Heimweh hätte?*

Auch dieses Gedicht von Aşık Ali Kabadayı stellt die Sehnsucht in den Mittelpunkt, das Motiv, warum sich jedes Jahr so viele immer wieder dieser Gefahr aus-

setzen. Es allein mit dem Wunsch nach der Zurschaustellung des ökonomischen Aufstiegs durch den eigenen Wagen zu erklären, wie ein Spiegel-Artikel von 1975 spottet, ist zynisch:

[...]Für sie, die das Jahr über verachteten, verspotteten, ausgenützten Parias der Industriegesellschaft, ist das Auto der Fetisch, der sie für wenige Wochen daheim an der Endstation Sehnsucht in kleine Könige verwandelt. Wenn Slavo in Sarajevo, Ali in Edirne und Kostas in Korinth mit eigenem Ford, BMW oder gar Mercedes einrollen, dann wird aus der Frustration der Monate am Fließband im fremden Land das so wohlthuende Erfolgserlebnis in der Heimat. (Der Spiegel 1975)

Das Spiegel-Zitat erzählt mehr über die damalige Stimmung in der bundesrepublikanischen Gesellschaft und über den Blick, mit dem auf die „GastarbeiterInnen“ herabgeschaut wurde, als über die tatsächlichen Reismotive der ArbeitsmigrantInnen. Es waren keine „GastarbeiterInnen“, die nur arbeiten und zurück wollten. Es waren Menschen. Davon wollte damals aber niemand etwas wissen. Explizit für schwere und unqualifizierte Industriearbeit angeworben, sollten sie im Rotationsprinzip alle zwei Jahre ausgetauscht werden. Sie wurden in den deutschen Arbeitsmarkt „integriert“ und gleichzeitig von Anfang an ausgegrenzt. „*Sie dienen lediglich als Objekte der Repräsentation; eine Betroffenheitsperspektive wurden ihnen nur selten zugestanden*“, schreibt Manfred Paffenthaler, der für seine Dissertation „Die Gastarbeiterroute. Wahrnehmung eines europäischen Migrationsweges“ umfangreiches Material auswertet. Die Unfallgefährlichkeit sei den ArbeitsmigrantInnen durchaus bewusst gewesen. „*Die Frage warum sie trotzdem gefahren sind, lässt sich nur mit dem Hinweis auf die Bindung zum Herkunftsland und zu den dort lebenden Verwandten beantworten.*“ (Paffenthaler)

„Wir arbeiten in der Fremde, weil wir unseren eigenen Wohlstand wollen.“

Nicht willkommen zu sein, war ein prägendes Gefühl für viele, die damals voller Hoffnungen nach Deutschland kamen. „*Wurzeln zu schlagen, war schwierig, wo immer wir auch hingingen, wir waren Ausländer. Wir haben deshalb auch lange Zeit keine Wohnung finden können. Die ersten Jahre waren sehr sehr schwer*“, beschreibt Şükriye diese Zeit. Es ist eine Geschichte von harter Arbeit und unermüdlichem Ehrgeiz. Auch Salim, der

halsstarrige Held im Roman, kann in der Nacht vor Ermüdung nicht schlafen:

(...) keiner von euch begreift, wie schwer es ist, in Deutschland zu arbeiten. (...) Wenigstens in der ersten Zeit wisst ihr vor lauter Müdigkeit nicht, wo ihr überhaupt lebt, könnte auf dem Mond, könnte auch im Grab sein. Versteht ihr, so hart ist das. (Dal 1981: 60)

Viele, die in die „neue Welt“ aufgebrochen waren, mussten nicht nur ihre Freunde und Verwandten zurücklassen, sondern auch ihre kleinen Kinder. Ich habe Freunde, die mir erzählten, dass sie den Tag, an dem die Eltern endlich mit dem vollgepackten Auto in Istanbul oder Izmir in ihre Straße einbogen, herbeisehnten. Die erste Fassung des Anwerbevertrags mit der Türkei von 1961 beschränkte den Aufenthalt auf zwei Jahre und untersagte jeden Familiennachzug. Erst 1974 wurde Familiennachzug per Gesetz möglich, wenn auch mit zahllosen Behördengängen verbunden. (Hunn 2005)

Diese Beschränkung galt speziell für die ArbeitnehmerInnen aus der Türkei, während die Anwerbeabkommen mit Italien, Spanien oder Griechenland großzügiger waren. Tausende Kinder aus der zweiten Generation wuchsen deshalb ohne Eltern bei Verwandten in der Türkei auf. Ihre Eltern lernten sie oft erst im Alter von zehn oder fünfzehn Jahren kennen. Wie sehr diese „Wunden der Kindheit“ das Leben der Betroffenen und ihre Beziehungen bis heute prägen, hat Gülçin Wilhelm gerade eindrücklich in ihrem Buch „Generation Koffer - Die zurückgelassenen Kinder“ beschrieben.

Export - Import

Die Autos waren immer überladen. Tote Väter, wie in Dals Roman, waren sicher die Ausnahme. Aber auch Teppiche hätte man nicht unter der Fracht auf den Autodächern Richtung Süden vermutet. „Später haben wir dann die Teppiche nach Deutschland importiert“, scherzt Burhan. „*Es wäre natürlich viel bequemer mit dem Flugzeug gewesen. Aber wir konnten es uns nicht leisten und wie hätten wir denn mit dem Flugzeug alles transportieren sollen?*“

Auf dem Hinweg wurden Waschmaschinen, Bügeleisen, Rasierer, Kassettenrekorder, Fön und Staubsauger transportiert, elektrische Geräte, die sehr teuer waren. „*Jedes dritte Auto hatte eine Schubkarre auf dem Dach. Ich glaube, die gab es damals noch nicht in*

der Türkei“, erzählt Şükriye. Auf dem Rückweg wurden vor allem Lebensmittel eingeladen: Haselnüsse, Pistazien, Salça (selbstgemachtes Tomaten- oder Paprikamark), Bulgur, Käse, Auberginen, Oliven, Turşu (sauer eingelegtes Gemüse). „Einmal haben wir 35 Kilo Salça nach Deutschland mitgebracht. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, kann ich lachen“, sagt Şükriye, „aber es war schlimm, sehr schlimm. Wir hatten Glück, dass wir nie einen Unfall hatten. Aber was ich unterwegs gesehen habe, werde ich nie vergessen.“

„Keine Straße, eher eine Hölle...“

Besonders gefürchtet war der über tausend Kilometer lange „Autoput“. Die Straße erstreckte sich über das Gebiet von vier der sechs Teilrepubliken des damaligen Jugoslawiens: Slowenien, Kroatien, Serbien sowie Bosnien und Herzegowina und erhielt von Jugoslawiens Staatspräsident Tito den Namen „Straße der Brüderlichkeit und Einheit“.

Von ZwangsarbeiterInnen während des zweiten Weltkriegs begonnen und von jugoslawischen PionierInnen und AktivistInnen aus aller Welt fertig betonierte, sollte die Autobahn das Symbol für Aufbruch und Fortschritt sein. Mobilität war eines der Versprechen des sozialistischen Jugoslawiens. Aber die schlecht ausgebauten Strecken waren dem Ansturm des Transitverkehrs nicht gewachsen. Im Sommer kamen auf dem „Autoput“ täglich circa zehn Menschen bei Verkehrsunfällen ums Leben. Ohne organisierten Unfalldienst starben die meisten Verletzten meist noch am Unfallort. „Jugoslawische Zeitungen nehmen das Geschehen achselzuckend als ‚unser Sommermassaker‘ hin“, schrieb Der Spiegel 1975.¹³

Kurz vor der Reise unterhält sich Salim mit einem Kollegen, der ihm von einem sehr viel ungefährlicheren Weg über Wien und Ungarn erzählt, den die meisten TürkInnen aber nicht gerne führen, weil sie sich vorher für Ungarn ein Visum besorgen müssten. „Die Straße, die wir fahren, mündet erst hinter Belgrad in die E 5. Eine Straße kann man das eigentlich nicht nennen, eher eine Hölle.“ (Dal 1981: 119).

Auch Şükriye ist dieses Teilstück der Straße in besonderer Erinnerung geblieben:

Wir sind die Strecke fast zwanzig Mal gefahren und haben jedes Jahr die jungen Leute gese-

hen, die die Straße bauten. Wir haben in der Regel gar nicht angehalten. Wir hatten viel zu viel Angst. Dann sind wir nach Bulgarien rein, immer Transit Transit, da haben wir auch nicht angehalten, nur kurz nach der Grenze in einem Restaurant. Es war ja verboten, die Transitstrecke zu verlassen. Es war nur wichtig, ausreichend zu tanken.

Spuren der Vergangenheit

Entlang der Strecke sind auch die blutigen Spuren einer anderen, früheren Vergangenheit sichtbar. Wer über Villach und Salzburg kommt, taucht schon am Anfang tief in die Geschichte ein: in den Karawankentunnel, der 1943 von ZwangsarbeiterInnen unter Aufsicht der SS gebaut wurde. Viele überlebten es nicht. In den 1990er Jahren, nach dem Zerfall Jugoslawiens, wurde der Autoput zur Panzerrollbahn für die jugoslawische, genauer für die serbische Armee. Bis 1993 war der kroatische Straßenabschnitt komplett gesperrt, die Minenfelder reichten bis an den Straßenrand. Einige Jahre später fielen in Serbien die Bomben der Nato, auch auf den Autoput.

Kurz nach der südserbischen Stadt Niš teilt sich die Strecke: Westwärts geht es weiter über Skopje und Evzoni nach Thessaloniki und ostwärts über Bulgarien nach Edirne und weiter nach Istanbul. Direkt neben der Autobahn entstand hier Ende der 1970er Jahre das Hotel Nais. Ein weiß-grauer mehrstöckiger Kasten, der im Inneren sozialistische Tristesse verströmt. Die Armut, die das ganze Land überzieht, ist auch hier zu spüren. Zlatko hat viele unterschiedliche Phasen miterlebt; er arbeitet seit 35 Jahren in dem Hotel:

Die meisten sind in Konvois gefahren und haben nicht angehalten, weil sie Angst hatten. Das hat sich ein bisschen geändert, als das Hotel speziell für die Gastarbeiter aus dem Norden gebaut wurde. Vor allem die türkischen Fahrer sind ja bekannt dafür, dass sie fahren, bis ihr Kopf nach unten fällt.

Seit einigen Jahren stellt die türkische Zeitung Hürriyet zur Hauptreisezeit in dem Hotel Infostände auf und bietet den türkischsprechenden Reisenden Service und Hilfe an. Außerdem berichten Reporter der Zeitung über die Vorkommnisse entlang der Strecke. Die großen Schilder mit dem Hürriyet-Logo, die überall prangen, lassen fast vermuten, das Hotel sei in türkischem Besitz. Aber wie mir Zlatko erzählt, ist das Hotel ver-

¹³ <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-41443546.html>

staatlich und der magere Monatslohn von 120 Euro wurde seit Februar nicht mehr ausbezahlt.

Sonnenaufgang in Kapikule

Von Niš bis zur bulgarischen Grenze Dimitrovgrad sind es nur 83 Kilometer; schon bald hinter Niš endet die Autobahn und wird zur gut ausgebauten Landstraße. Mit dem Bau der Autobahn, die ein Ast des paneuropäischen Verkehrskorridors X durch Serbien ist, sollte schon 2009 begonnen werden, aber erst jetzt scheint Bewegung in die Bagger und Walzen zu kommen, die am Straßenrand stehen. Noch schlängelt sich die zweispurige Landstraße aus alten jugoslawischen Zeiten durch die reizvolle Landschaft. Bis zur türkischen Grenze Kapikule sind es immer noch 500 Kilometer, aber „(w)enn man (...) in Niš ist, dann erlebt man den nächsten Sonnenaufgang in Kapikule.“ (Dal 1981: 212)

Schilder in türkischer Sprache, von denen die Farbe abblättert, weisen auf Rastplätze, Imbissbuden, Motels, Tankstellen und Reparaturwerkstätten am Wegesrand hin und transportieren einen Hauch von Vergangenheit in die Gegenwart. Dann Ankunft in Kapikule. Wartezeiten von bis zu zehn Stunden und mehr waren früher keine Seltenheit.

Unter den länger werdenden Schatten des Abends war die Grenzstation von Kapikule ein atemberaubendes, höllisches Chaos. Es war nicht klar, wer was gerade tat oder zu tun im Begriff war und alle rannten wie wild hin und her, um alles erledigen zu können. (Dal 1981: 251)

In Kapikule traf man sich wieder, man kannte sich bereits von den Wartezeiten an den anderen Grenzstationen. Beim Anblick der türkischen Fahne sprangen viele aus dem Wagen und küssten vor Freude den Boden. „Bis zu unserem Ziel ist es nicht mehr weit. Die Heimat ist in greifbarer Nähe. Alle Strapazen sind überstanden. Wir sind endlich in der Heimat. Von diesem Augenblick haben wir geträumt“, sagt ein Fahrer im Film „E 5 - Die Gastarbeiterstraße“.

Viel Zeit ist seitdem vergangen. Burhan und Şükriye sind in Rente gegangen. Seit einigen Jahren fahren sie im Sommer wieder mit dem Auto und bleiben drei Monate in der Türkei. Jetzt nehmen sie sich Zeit für die Strecke, übernachten unterwegs, schauen sich die Städte an, bleiben ein paar Tage bei ihrer Tochter in Istanbul - das einzige von ihren sechs Kindern, das in

der Türkei lebt - bevor sie die letzten 1.200 Kilometer nach Antep in Angriff nehmen.

Früher sind wir mit den Kindern zusammen gefahren. Niemand blieb zurück, den wir vermissen hätten können. Heute ist es anders. Wenn wir losfahren, fange ich sofort an, meine Kinder und Enkel in Deutschland zu vermissen. Das ist der Unterschied. Die Familie hier wird immer größer, in der Türkei wird sie immer kleiner. Meine Eltern sind sehr alt. Die Wurzeln haben Triebe bekommen, der Baum und seine Äste sind auf dieser Seite. *Gözden uzak gönülden uzak olur*, heißt eine türkische Redensart, ‚aus den Augen aus dem Sinn‘, das alte schwere Gefühl von früher hat seine Kraft verloren, erzählt Şükriye.

In die Türkei zurück will Şükriye nicht: „Ich habe einmal meine Familie verlassen. Noch einmal kann ich mir das nicht vorstellen. Eigentlich sind wir sehr reich. Wir haben zwei Heimaten.“

Literatur

Dal, Güney (1981). Europastraße 5, dtv, München.

Hunn, Karin (2005): Nächstes Jahr kehren wir zurück ... Die Geschichte der türkischen 'Gastarbeiter' in der Bundesrepublik. Wallstein Verlag, Göttingen.

Kabadayı, Aşık Ali (2001) in „40 Jahre Fremde Heimat“, Domit, Köln.

Kurtiz, Tuncel: "Deutschland verändert", taz 14.12.2004, www.taz.de/1/archiv/archiv/?dig=2004/12/14/a0248 . (Zugriff: 11.10.2011).

Payer, Peter: „Weg der Sehnsucht“, „Die Presse“ 30.05.2008 <http://diepresse.com/home/diverse/zeichen/191155/Weg-der-Sehnsucht>. (Zugriff: 11.10.2011).

Pfaffenthaler, Manfred (im Erscheinen): „Die Gastarbeiterroute“. Wahrnehmung eines europäischen Migrationsweges“.

Priessner, Martina (2005): Verworfenen Realitäten in: Interface (Hrsg.): Widerstandsbewegungen. Antirassismus zwischen Alltag und Aktion. Assoziation A, Berlin.

Der Spiegel (1975): E 5: Terror von Blech und Blut, Nr. 35. www.spiegel.de/spiegel/print/d-41443546.html (Zugriff: 11.10.2011).

Wilhelm, Gülcin (2010): Generation Koffer - Die zurückgelassenen Kinder. Orlanda Verlag, Berlin.

Utlü, Deniz (2011): „Das Archiv der Migration“, freitag 31.10.2011 www.freitag.de/kultur/1143-das-archiv-der-migration (Zugriff: 31.10.2011).

Yılmaz, Cuma (2004): Antakya – Vancouver und nicht retour, Eurasisches Magazin, www.eurasischesmagazin.de/artikel/?artikelID=20040516. (Zugriff: 11.10.2011).

Filme

„E 5 - Die Gastarbeiterstraße“ von Tuncel Kurtiz, 1978.

„Mercedes Mon Amour“ von Tunç Okan, 1995.

Martina Priessner ist Filmemacherin und Kuratorin. Ihr Dokumentarfilm „Wir sitzen im Süden“ (www.wir-sitzen-im-sueden.org) wurde für den Grimme Preis 2011 nominiert. Derzeit arbeitet sie an einem neuen Dokumentarfilm über die Migrationsroute E 5, für den sie ein Nipkow-Stipendium erhalten hat.

Canan Topçu

Von hier nach dort - per Fernbedienung und Mausclick. Über den Wandel türkischsprachiger Medienangebote in Deutschland

Aktuellen Schätzungen zufolge gehört die Türkei mit ca. 260 regionalen und überregionalen TV-Kanälen zu den größten FernsehanbieterInnen Europas. Türkeistämmigen in Deutschland stehen darüber hinaus auch eigene, eigens auf sie zugeschnittene Sendungen und Zeitschriften zur Verfügung. Die Ausweitung des Medienangebots für *Almancis* ist nicht nur allgemeiner Effekt der Globalisierung, die Veränderungen der letzten Jahrzehnte sind auch Anzeichen einer fortschreitenden mediengesellschaftlichen Integration.

„Fatmagül“ hat im vergangenen Jahr das Gemüt vieler TürkInnen erregt. Die Aufregung um die junge Frau aus der Provinz ist mittlerweile abgeklungen, doch noch immer nehmen unzählige Menschen Anteil an ihren Erlebnissen - vor dem Bildschirm. „Fatmagül“ heißt nämlich die Hauptfigur einer TV-Serie, die seit September 2010 auf dem Privatsender "Kanal D" läuft und hohe Einschaltquoten erzielt. „Fatmagül'ün suçu ne – Was hat Fatmagül verbochen?“¹⁴, so der vollständige Titel, löste gleich nach der ersten Folge eine hitzige Debatte aus – und zwar über die Qualität einheimischer TV-Produktionen einerseits und über die Grenzen von Fiktion und Realität andererseits. Der Auslöser: eine vier Minuten lange Vergewaltigungsszene. Fernsehserien wie „Fatmagül“, so klagten insbesondere Frauenorganisationen, verstärkten die im Land eh schon verbreitete Ansicht, Opfer von Vergewaltigungen seien selbst Schuld.

Serien sind beim türkischen Fernsehpublikum sehr beliebt. Private wie auch staatliche Kanäle füllen einen Großteil ihrer Sendezeit mit einheimischen Soap-Operas und konkurrieren tagtäglich um Einschaltquoten. Von traditionellen Werten und modernem Leben, vom Verhältnis der Geschlechter und Generationen, von Liebe und Eifersucht, von Intrigen, Tratsch, Klatsch und Klischees handeln die einheimischen Produktionen. Mal geht es um die Freuden und Sorgen der großstädtischen Mittel- oder Oberschicht, mal steht eine Familie in der Provinz im Mittelpunkt oder eine, die in die Großstadt umgezogen ist.

¹⁴ offizielle Homepage der Serie mit Informationen unter anderem zu den Personen und Zusammenfassung der Folgen auf www.fatmagulunsucune.tv; Serienfolgen auf www.fatmagulun-sucu-ne-izle.com.

Serien als Zuschauerköder

Ein großes Interesse gibt es seit ein paar Jahren an Mehrteilern, die im Osmanischen Reich angesiedelt sind, wie „Lale devri - Tulpenzeit“¹⁵ oder Muhtesem Yüzyil – Das Prachtige Jahrhundert“¹⁶. Die Meinungen darüber, ob die Handlungen sich an historischen Vorlagen halten oder Geschichtsfälschung betreiben, gehen immer wieder einmal auseinander und sorgen für Unruhe. So gingen NationalistInnen auf die Straße, um dagegen zu protestieren, dass in der Serie „Muhtesem Yüzyil“ der Osmanische Hof als zu freizügig dargestellt und Sultan Süleyman als Wein trinkender Frauenheld verhöhnt werde. Gespannt warten die ZuschauerInnen nun auf eine neue Historienserie des Staatssenders TRT 1: "Burasi Osmanli: 1711/Sir kanunu"¹⁷. Für hohe Einschaltquoten dürfte allein schon die Hauptdarstellerin sorgen: Türkan Soray, die „Sultanin“ des türkischen Films, spielt die Sultansmutter.

„Bizim Yenge – Unsere Tante“ und „Öyle bir geçer zaman – Wie die Zeit vergeht“¹⁸ heißen zwei der Serien, die derzeit hohe Einschaltquoten erzielen. Inzwischen laufen einheimische Produktionen ausländischen Serien den Rang ab. Manch eine US-Soap diente als Vorlage für eine türkische Version. "Desperate Housewives" beispielsweise kam bei türkischen ZuschauerInnen nicht so gut an, weil die Lebenswirklichkeiten von Frauen in Ankara, Istanbul und Anatolien ganz andere sind als im fernen Amerika. In diesem Herbst startet Kanal D unter dem Titel "Umutsuz ev kadinlari – Unglückliche Ehefrauen"¹⁹ eine Adaption in türkische Verhältnisse. Inspirationen holten sich Serienproduzenten auch von "Grey's Anatomy" – und zwar für die Ärzte-Soap „Doktorlar“. Die Polizeiserie "CSI - Den Tätern auf der Spur" lieferte wiederum die Vorlage für "Kanit“, mit Istanbul als Schauplatz.

¹⁵ www.dizi-izle.com/dizi-izle/lale-devri-izle

¹⁶ www.muhtesem-yuzyil-izle.com

¹⁷ Trailer auf

http://www.youtube.com/watch?v=_GCTRL9p8oE

¹⁸ www.oylebirgecerzamankisonbolumizle.com

¹⁹ Ausschnitt auf Youtube:

<http://www.youtube.com/watch?v=sY-nSAOxtO8>

Ausländische Programmformate, türkische Adaptionen

Um die Gunst der ZuschauerInnen buhlen die Kanäle zudem mit Talent- und Musikshows sowie Quiz-Sendungen, von denen viele Adaptionen ausländischer Formate sind. So werden türkische Superstars gleich in mehreren Musiksparten gesucht: Es gibt Casting-Shows eigens für Klassik, Pop und Volksmusik. Auch an Ratespielen mangelt es nicht. Die einheimische Version von "Glücksrad" heißt "Çarkı felek"²⁰ (); moderiert hat diese Sendung viele Jahre lang Mehmet Ali Erbil, der türkische Thomas Gottschalk sozusagen. Entertainer ähnlichen Formats sind Okan Bayülgen und Beyaz, die Unterhaltungsprogramme moderieren. Ein Quotenknüller und Tausendsassa ist Acun Ilıcalı, dessen Name für eine Reihe von Unterhaltungsprogrammen steht, unter anderem für das Dschungel-Camp-Format „Survivor Kizlar/ Survivor Erkekler“²¹ und „Yok böyle dans“, das Pendant zu „Lets dance“. Ilıcalı, der eine Mischung von Stefan Raab und Dieter Bohlen sein könnte, ist nicht nur Moderator, sondern auch Produzent seiner eigenen und vieler anderer Programme.

Zu den seriösen Fernsehgesichtern gehören zweifelsohne Mehmet Ali Birand, der Doyen des türkischen Polit-Programms, Ugur Dündar und Ali Kirca; letzterer verantwortet auf einem Privatsender ein Programm namens „Siyaset meydanı – Politischer Platz“, das vom Format her mit Anne Wills Talksendung vergleichbar ist. Zur Prime-Time laufen Talk-Sendungen mit politischem Inhalt eher nicht; sie werden von Soaps immer mehr in die hinteren Sendeplätze verdrängt.

Viele TV-Kanäle, kein Kultursender

Mehr als 200 TV-Kanäle bieten türkischsprachige Programme. Vor 20 Jahren sah es noch ganz anders aus. Bis das türkische Mediengesetz 1993 liberalisiert wurde, gab es nur ein paar TV-Kanäle des türkischen Staatssenders TRT. Mit der Änderung der Rechtslage entstanden von Jahr zu Jahr immer neue Sender, die überregional oder lokal ausgerichtet sind. Es gibt zwar unzählige TV-Sender, aber nur wenige, die für seriösen Journalismus stehen. Qualitätsfernsehen ist generell Mangelware in der Türkei. Einen Kanal, der das Bedürfnis der ZuschauerInnen nach Hintergrundberichten, Reportagen und auch gehaltvoller Unterhaltung befriedigt, gibt es nicht.

²⁰ www.youtube.com/watch?v=MaGy3LNtXx4&feature=youtube_gdata_player

²¹ www.canlidizitr.com/survivor-kizlar-ve-erkekler-27-haziran-izle.html

Immerhin: Beim Zappen lassen sich Kanäle entdecken, die Klatsch und Tratsch über Promis nicht mitten im Nachrichtenprogramm platzieren. Von den rund 20 überregional ausgerichteten Privatsendern konzentriert sich etwa die Hälfte auf Nachrichten (z.B. NTV, CNN-Türk, Habertürk und Kanal 24). Auf Unterhaltung setzen hingegen kommerziell ausgerichtete Kanäle wie ATV, Star, Show TV und Kanal D. Im Programm spiegelt sich nicht nur die politische, sondern auch die religiöse Prägung des jeweiligen Senders; „Ulusal Kanal“²² ist nationalistisch ausgerichtet, TGRT wiederum ist im Besitz einer Holding, die als muslimisches Unternehmen gilt. Religiöse Themen finden sich auch bei „Kanal 7“²³, dem Sender, der zur Ramadan-Zeit die meisten Sendungen mit religiösem Inhalt platziert und in dieser Zeit auch die meisten Werbeaufträge bekommt. Für das Thema Religion gibt es – sowohl bei den Privaten als auch im Staatssender – unterschiedliche Formate: Es gibt Koranrezitationen, Interview-Sendungen mit islamischen Gelehrten und Talk-Runden mit ExpertInnen aus unterschiedlichen Fachgebieten.

Ein Pendant für Kultursender wie 3sat und arte lässt sich im türkischsprachigen TV-Angebot nicht finden, immerhin gibt es auf einigen Sendern Programme, die einem journalistischen Anspruch genügen. Dazu zählen Produktionen der Samanyolu Gruppe (STV); zum Unternehmen gehören unter anderem ein Kinderkanal und „Mehtap TV“²⁴ – ein Kanal, der sich gesellschaftlichen, politischen, kulturellen und religiösen Themen widmet. Der Medienkonzern STV steht der so genannten Gülen-Bewegung nahe. Der islamische Prediger Fettullah Gülen wiederum ist umstritten: Für die einen ist er der Vertreter eines modernen und moderaten Islam, für andere ist er der "Wolf im Schafspelz".

"Paradiesische Verhältnisse"

Via Satelliten, Kabelfernsehen und Internet sind all die türkischen Sender inzwischen auch in Deutschland zu empfangen. Anteil nehmen an Fatmagüls Leben also nicht nur ZuschauerInnen in den Städten und Dörfern der Türkei, sondern auch Deutsch-TürkInnen in Hamburg, München und anderswo in der Republik. Selbst wenn Besuch da ist, wird oftmals der Fernseher nicht abgestellt; GastgeberInnen und Gäste sitzen gemeinsam vor dem Bildschirm, gemeinsam leiden und freuen

²² livestream auf www.ulusalkanal.com.tr/canliy_ayin/canliyayin.html

²³ livestream auf <http://www.gostream.nl/play.stream.php?id=1>

²⁴ livestream <http://www.kure.tv/mehtap-tv/Canli-yayin-izle/3>

sie sich mit Fatmagül und all den anderen Soap-Figuren – wie auch ihre Verwandten und Bekannte im fernen Herkunftsland.

Wer eine Folge verpasst, der muss nicht mehr die Sorge haben, den Anschluss zu verpassen: Viele Sender stellen die Folgen nach der Ausstrahlung auf ihre Internetseiten, und auch dank Portalen wie www.diziizle.net sind nur noch ein paar Mausklicks erforderlich, um sich wieder auf den aktuellen Stand bringen zu können. Inzwischen haben fast alle türkischen TV-Kanäle Live-Streams auf ihren Homepages, die Programme lassen sich zudem über Seiten wie „www.capcanlitv.com“ live verfolgen. Sogar auf Smartphones kann man inzwischen türkische TV-Programme ansehen.

Paradiesische Verhältnisse also! Dieser Gedanke kommt allen, die sich erinnern, wie mager das muttersprachige Medienangebot in den ersten Jahrzehnten nach dem Anwerbeabkommen war. Andererseits wird geradezu wehmütig, wer sich diese Zeit vor Augen führt. Da kommen Erinnerungen hoch... etwa daran, wie die Tage bis zum nächsten "Brief aus der Türkei - Türkiye Mektubu" gezählt wurden; diese Sendung lief alle zwei Wochen sonntagmorgens im Zweiten Deutschen Fernsehen (ZDF). Schon vor 9.30 Uhr saßen die Familienmitglieder beisammen und warteten, bis es endlich losging. Mit aufgerissenen Augen und offenem Mund verfolgten Erwachsene und Kinder die 45 Minuten lange Sendung, mit welcher der türkische Staatssender TRT, damals noch in Monopolstellung, das ZDF belieferte. Neben Nachrichten aus der Heimat gab es ein oder zwei Musikdarbietungen und meist eine Reportage über eine touristische Region der Türkei. Egal, was der „Brief aus der Türkei“ bot: Von der ersten bis zur letzten Minute schaute und hörte man gebannt zu. Es grenzte ans Magische, dass aus einem Fernsehapparat mitten in Deutschland die Muttersprache erklang. Diese vertrauten Töne sorgten dafür, dass man sich inmitten der "Fremde" wie in der Heimat fühlte.

Die Begeisterung war groß, als der türkische Staatssender TRT ab 1988 ins hiesige Kabelnetz eingespeist wurde und tagtäglich türkisches Fernsehen angeschaut werden konnte. Das Programm bestand unter anderem aus reichlich Volksmusik, Dokumentationen zur türkischen Geschichte, einheimischen Filmen und Sendungen mit Staatspropaganda-Charakter. Egal, was TRT den ZuschauerInnen bot: Es wurde ohne großes Mosen angeschaut.

Technischer Fortschritt verändert türkischen Medienmarkt

Die Entwicklung der türkischsprachigen Massenmedien, die der technische Fortschritt und die Auflösung des staatlichen Medienmonopols erst ermöglichten, verlief in Deutschland in mehreren, sich zum Teil überschneidenden Phasen. Die Ausbreitung der Privatsender läutete zweifelsohne eine wichtige Etappe ein. Und: Sie beendete den Boom auf dem Video-Markt. Weil Abspielgeräte erschwinglich geworden waren, fehlten sie in kaum einem türkischen Haushalt. Videofilme anschauen zählte – generationsübergreifend – zur liebsten Freizeitbeschäftigung der Türkeistämmigen. Bis Ende der 1990 Jahre gab es in fast allen deutschen Städten Videotheken, die auf türkische Filme spezialisiert waren. Dann verdrängten die via Satellit zu empfangenden Sender die VHS- und Betamax-Kassetten aus dem Markt und wurden zur ernsthaften Bedrohung für türkischsprachige Tageszeitungen und "Köln Radyosu".

Lange Zeit war „Köln Radyosu“ das einzige regelmäßig genutzte elektronische Medium in türkischer Sprache. Abend für Abend schalteten türkische Familien für eine knappe Stunde das Radio ein. Mit einer ähnlichen Faszination wie derjenigen, mit der man im heimischen Wohnzimmer den „Brief aus der Türkei“ anschaute, lauschte man noch bis in die 1990er Jahre der Stimme aus dem Radio, die den Beginn der Sendung so ankündigte: „Burasi West Deutscher Rundfunk Köln Radyosu. Almanya Radyolarinin günlük türkçe yayinina basliyoruz“²⁵ („Hier ist der Westdeutsche Rundfunk, Radio Köln. Wir beginnen mit der täglichen türkischsprachigen Sendung“). Nicht selten wurde in der Familie oder im Freundeskreis der Auftrag erteilt, die Sendung auf Kassette aufzunehmen, um trotz Abend-schicht nicht auf sie verzichten zu müssen.

„40 Minuten Stillstand im türkischen Leben“

„Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie man als kleines Kind das deutsche Fernsehen und die Spielereien abstellen musste, wenn im Radio die tiefe Stimme eines Turhan Dikkaya erklang und den allabendlichen Anfang der türkischen Sendung bekannt gab. In ganz Deutschland war - damals - für 40 Minuten Stillstand im türkischen Leben. Jeder Erwachsene lauschte dem Sender, ohne jegliche Toleranz für nur einen kleinsten Mucks. Das war Köln Radyosu in meiner Kindheit“,

²⁵ Nachgehört werden kann der Trailer unter www.funkhauseuropa.de/sendungen/koeln_radyosu/rubriken/koelnradyosuopener.phtml

beschreibt Murad Bayraktar das Phänomen Köln Radyosu. Heute leitet der 37-jährige selbst die türkischsprachige Redaktion des WDR.

Erstmals auf Sendung ging Köln Radyosu am 2. November 1964 - als erstes türkischsprachiges Radio in Deutschland, um Informationen und Orientierungshilfe für die türkischen GastarbeiterInnen zu bieten. Die Relevanz von einst hat Köln Radyosu aber nicht mehr, wiewohl das Team um Bayraktar ein attraktives und an der Lebenswirklichkeit von EinwanderInnen orientiertes Programm bietet. An türkischsprachige ZuhörerInnen wendet sich auch Radyo Metropol, der 1999 auf Sendung ging und seitdem ein Vollprogramm bietet, das aus einer Mischung aus Musik und Unterhaltung besteht. Der kommerzielle Sender ist gerade bei der jungen Generation beliebt und wird vor allem bei der Autofahrt gehört. Anfangs war der Sender auf den Raum Berlin begrenzt, inzwischen ist er über UKW-Frequenzen auch im Rhein-Main-Gebiet und im Raum Ludwigshafen, Mannheim und Stuttgart zu empfangen – und auch digital und über Mobile-Apps.

Das Fernsehen ziehen Türkeistämmige dem Radiohören vor! Eine Studie des Berliner Marktforschungsinstituts Data 4U²⁶ von 2008 ergab, dass nur 9 Prozent der Deutsch-TürkInnen regelmäßig Radiosendungen in der Herkunftssprache hören. Und wenn sie türkischsprachige TV-Sender einschalten, dann bevorzugen sie ATV und Euro D (Auslandsprogramm von Kanal D); beide sind Privatsender, die mit RTL und ProSieben vergleichbar sind.

Kuriose und seriöse TV-Kanäle

Auf dem hiesigen Fernsehmarkt haben sich nach etlichen Experimenten unterschiedlicher TV-Unternehmen nur ein paar "türkische" Sender etabliert; sie bieten Seriöses wie auch Kurioses an. So hat im hessischen Offenbach vor einigen Jahren die Peyk Media GmbH, ein Ableger der Samanyolu-Gruppe, Studios eingerichtet und produziert dort Programme für zwei Sender: „Samanyolu Avrupa“ und „Ebru TV“. Während ersteres sich mit Unterhaltungssendungen und Informationen in der Herkunftssprache an die türkeistämmigen ZuschauerInnen im europäischen Ausland wendet, zielt „Ebru TV“ auf eine breitere ZuschauerInnengruppe: Ebru TV sendet zumeist auf Englisch, es gibt jedoch ein paar Sendungen – darunter Nachrichten – in deutscher

Sprache; langfristig soll das Programm ganz auf Deutsch umgestellt werden.

Zum kuriosen Medienangebot zählt der Sender „Dügün.TV“. Vor sechs Jahren in Köln gegründet, hat sich der Kanal auf die Ausstrahlung von Hochzeitsfeiern spezialisiert. Ins Leben gerufen wurde „Dügün TV“ vor sechs Jahren von einem türkeistämmigen Geschäftsmann, der damit offensichtlich das Bedürfnis der „Diaspora-TürkInnen“ abdeckt. Hochzeiten spielen in der türkischen Kultur eine größere Bedeutung und finden nicht selten mit 300 und mehr Gästen statt. Um Familienangehörige, Verwandte und FreundInnen, die aus unterschiedlichen Gründen nicht dabei sein können, an diesem besonderen Erlebnis via Bildschirm teilhaben zu lassen, zahlen Frischvermählte einige hundert Euro. Auch eine Live-Ausstrahlung ist möglich; für drei Stunden fallen 1500 Euro an.

Türkischsprachige Zeitungen kämpfen gegen Auflagenschwund

Verliererinnen der Entwicklung auf dem TV-Markt sind die türkischsprachigen Zeitungen, die von Jahr zu Jahr an Auflage einbüßen. Muttersprachige Gazetten waren – neben Köln Radyosu - lange Zeit die wichtigste Nachrichtenquelle für türkische ArbeitsmigrantInnen. Im ersten Jahrzehnt nach dem Anwerbeabkommen wurden die Blätter noch aus Istanbul eingeflogen und waren vor allem an Bahnhofskiosken erhältlich. Auch aus diesem Grund entwickelten sich die Bahnhofsvorhallen, wie ZeitzeugInnen immer wieder erzählen, zu Treffpunkten türkischer GastarbeiterInnen.

Selbst die ArbeitsmigrantInnen aus der Provinz, die eigentlich nicht leseaffin waren, kauften Zeitungen in türkischer Sprache - nur um ihr Heimweh und das Bedürfnis nach Informationen aus der Heimat zu stillen. Inzwischen kämpfen türkischsprachige Zeitungen wie Hürriyet und Sabah hierzulande ums Überleben – weil ihnen die StammleserInnen aussterben. Hürriyet beispielsweise, die in Deutschland seit nunmehr 50 Jahren gedruckt wird, hatte einst eine Auflage von fast 200 000 Exemplaren, heute werden nicht mehr als 35 000 gedruckt.

Einst hatten türkische Zeitungen hierzulande großen Einfluss. Daher erteten sie von deutscher Seite immer wieder Kritik; geprüft wurde insbesondere Hürriyet wegen „integrationshemmender“ Berichterstattung und Hetzkampagnen gegen vermeintlich „türkenfeindliche“ PolitikerInnen und andere Personen. Nicht selten wur-

²⁶ www.data4u-online.de/downloads/pressemittteilung-data_4u-010-08.pdf

den mit den Artikeln auch Adressen und Telefonnummern der Denunzierten veröffentlicht. Als dem SPD-Politiker Otto Schily in seiner Amtszeit als Bundesinnenminister der Kragen platzte, beschwerte er sich beim Hürriyet-Herausgeber Aydin Dogan. Auch Bundespräsident Johannes Rau suchte das Gespräch mit dem türkischen Medienmogul. Nach und nach schwenkte das Blatt um. Hetzkampagnen und Berichten über die "bösen" Deutschen und Türkenfeindlichkeit tauchen kaum mehr auf. Chefredakteur Halit Çelikbudak definiert Hürriyet als Sprachrohr für die Belange der aus der Türkei stammenden ArbeitsmigrantInnen; die Deutschlandseiten werden gefüllt mit Artikeln über politische und gesellschaftliche Ereignisse der türkischsprachigen Community. Doch so sehr sich das Blatt der Sorgen seiner LeserInnen annimmt, Aufgangsschwund und Bedeutungsverlust lassen sich nicht aufhalten.

In Deutschland kamen ab Mitte der 1990er Jahre zudem Printzeugnisse auf den Markt, die von MedienmacherInnen der zweiten und dritten Einwanderergeneration entwickelt wurden. Der Ansatz, mit Aufmachung und Themenwahl das Lebensgefühl der hier geborenen und aufwachsenden Generation zu spiegeln, war ambitioniert. Zeitungen und Zeitschriften wie Persembe, Hayat und Etap, die um das Jahr 2000 herum erschienen, versuchten sich in einem Perspektivwechsel. Diese Printmedien, die sich durch ihren Bezug auf Integrationsthemen von deutschen und türkischen Blättern unterschieden, konnten sich aber nicht etablieren.

Medienkonsum als Indikator für Integration

Das Medienverhalten der türkeistämmigen Bevölkerung wird immer wieder untersucht und kontrovers diskutiert. Zwar machen mehrere Studien deutlich, dass die Wahl etwa der TV-Sender von Sprachkenntnissen, Alter, Bildungsgrad und auch vom Status abhängt; doch hartnäckig hält sich die gängige Meinung, die türkische Bevölkerungsgruppe befinde sich medial in der ethnischen Nische und integriere sich daher nicht in die hiesige Gesellschaft. Wenn türkeistämmige MigrantInnen herkunftssprachige Medien konsumieren, so bedeutet dies aber keineswegs, wie immer wieder als Kritik angeführt wird, dass sie sich ins "mediale Ghetto" begeben und sich somit dem hiesigen Leben verweigern.

Wenn Türkeistämmige herkunftssprachige TV-Kanäle einschalten, dann geschieht dies aus unterschiedlichen Motiven und Bedürfnissen. Darauf weist der Kommuni-

kationswissenschaftler Kai Hafez hin. In einer umfangreichen Studie im Auftrag des Bundespresseamtes beschreibt er sechs Mediennutzer-Typen: so etwa die Kulturrexil-, Diaspora-, Transkultur- und AssimilationsnutzerInnen (Kai Hafez 2002). Bei der Zuordnung von ZuschauerInnen mit türkischem Migrationshintergrund ist eine differenzierte Herangehensweise erforderlich. Die Gruppe der aus der Türkei emigrierten Bevölkerung ist - anders als in den ersten Jahrzehnten nach dem Anwerbeabkommen - ausdifferenziert. Es gibt nicht „den“ türkischen Migranten, und somit auch nicht „die“ türkische Medienkonsumentin. Darauf machten auch die Wissenschaftler Joachim Weiß und Hans-Jürgen Weiß mit ihren Untersuchungen aufmerksam. Wie Hafez haben sie über das Medienverhalten der Türkeistämmigen geforscht und betonen: *„Die Frage nach den Determinanten sozialer Integration, insbesondere auch nach der Rolle der Massenmedien, ist aus der Sicht der Kommunikationswissenschaft nicht in Form eines schlichten mechanistischen Wirkungsmodells zu beantworten. In diesem Sinne müssen Aussagen wie ‚Medien integrieren/isolieren Migranten‘ stark relativiert werden.“*

Es lässt sich nicht beweisen, dass herkunftssprachige Medien zur Segregation beitragen. Das Gegenteil kann der Fall sein. Um es mit der Sprache der Wissenschaft auszudrücken: *„Da die Identitätsbildung eine Voraussetzung für Integrationsfähigkeit und –willigkeit im Einwanderungsland darstellt, kann die Akzeptanz gegenüber der deutschen Kultur durch den Konsum von Ethnomedien unter Umständen sogar erhöht werden“*; so die Soziologin Sonja Weber-Menges.

Mit der Beschäftigung von JournalistInnen und ModeratorInnen mit Migrationshintergrund reagieren öffentlich-rechtliche Sender wie auch private Kanäle immer mehr auf den gesellschaftlichen Wandel in der Bundesrepublik. Die Medien im Einwanderungsland Deutschland haben begonnen, diese Realität sowohl personell als auch inhaltlich – in fiktionalen und nonfiktionalen Beiträgen - widerzuspiegeln. Damit ist die erste Phase eingeläutet. Die Erwartungen sollten aber nicht zu hoch gesteckt werden: Die Präsenz von MedienmacherInnen etwa türkischer Herkunft und von Themen, die diese Bevölkerungsgruppe anspricht, fördert sicherlich das Interesse an deutschen Medien. Fraglich ist, ob sie langfristig dazu beitragen wird, den herkunftssprachigen Programmen den Rücken zu kehren; wie es sich all jene erhoffen, die in diesen Medien ein Integrationshemmnis sehen. Gewiss ist: Es wird immer mehr zwi-

schen türkischsprachigen und deutschen Sendern gezappt.

Literatur

Hafez Kai Hafez: Türkische Mediennutzung in Deutschland. Hemmnis oder Chance der gesellschaftlichen Integration? Eine qualitative Studie im Auftrag des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung. Hamburg/Berlin 2002

Sala, Roberto Sala: "Fremde Worte. Medien für `Gastarbeiter` in der Bundesrepublik im Spannungsfeld von Außen- und Sozialpolitik.", Paderborn 2011

Simon, Erk Simon: Migranten und Medien 2007, Zielsetzung, Konzeption und Basisdaten einer repräsentativen Studie der ARD/ZDF-

Medienkommission, in: Schriftenreihe Media Perspektiven, Heft 9/2007

Weber-Menges, Sonja Weber-Menges: "Die Entwicklung der Ethnomedien in Deutschland" in: Rainer Geißler und Horst Pöttker (Hrsg): Integration durch Massenmedien. Medien und Migration im internationalen Vergleich. Bielefeld 2006

Weiß, Hans- Jürgen Weiß und/ Trebbe, Joachim Trebbe: Mediennutzung und Integration der türkischen Bevölkerung in Deutschland. Ergebnisse einer Umfrage des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung. Potsdam 2001.

Canan Topçu lebt seit 1973 in Deutschland. Sie war 13 Jahre Redakteurin bei der Frankfurter Rundschau. Als freiberufliche Journalistin schreibt sie für unterschiedliche Medien und ist Lehrbeauftragte an der Hochschule Darmstadt, Fachbereich Media.

Murat Kayi „Der Türke in der Mülltonne“ – Wie die Türken den Türkenwitz retteten

Der Türkenwitz ist auch nicht mehr das, was er mal war. Und zwar, weil die Türken es geschickter gemacht haben, als die Spanier seinerzeit.

Alle liebten "Fawlty Towers", die britische Sitcom um einen cholerischen und unhöflichen Hotelbesitzer, gespielt von John Cleese. Die Serie erlangte in den 1970er Jahren schnell Kultstatus und wurde in 17 Länder verkauft. Eine wichtige Figur war der spanische Kellner Manuel, der kaum englisch sprach. Manuel war liebenswert und enthusiastisch, leider jedoch begriffsstutzig wie hundert Kilo Mett und stets chaotisch. Viele der lustigsten Situationen kreisten um ihn und die Wutanfänge seines Chefs, der ihm bei jeder Gelegenheit Prügel androhte. Engländer, Deutsche, US-Amerikaner und Italiener lachten über Manuel. Auch ich lachte über Manuel. Alle fanden es urkomisch, bis auf die Spanier. Dort floppte die Serie sofort. Das war rätselhaft, denn Manuel war lustig! Hatten die Spanier keinen Sinn für Humor?

Ein Produzent hatte schließlich den rettenden Einfall. Für das spanische Fernsehen wurde aus dem spanischen Trottel namens Manuel ein italienischer Trottel namens Paolo. Mit einem Mal konnten die Spanier die ganze Komik erkennen! Was für ein Idiot, dieser Paolo! Die Serie wurde ähnlich beliebt wie andernorts auch.

Lachen befreit. Gerade über die unerträglichsten oder aber beklemmendsten Dinge Witze zu machen, ist besonders wichtig. Dafür muss man nicht erst die deutsche Geschichte und Witze im dritten Reich bemühen. Der amerikanische Komiker Jeff Dunham hat mit seiner Bauchrednerpuppe "Achmed - der tote Terrorist"²⁷ (<http://www.jeffdunham.com/>) Millionen von Amerikanern vor allem deswegen so begeistert, weil diese seit Jahren schon in einem Dauerzustand von Alarmbereitschaft und aufkeimender Terrorpanik gehalten wurden. Irgendwann ist dann einfach Schluss mit der Anspannung. Der Mensch macht innerlich einen Schritt zur Seite und beginnt über die eigenen Ängste und Vorbehalte zu lachen. Diese wunderbare Fähigkeit, eine Wende herbei zu lachen ist es, was man unter Humor versteht. Ein Lachen über eine solche Schreckensfigur ist eben auch immer Lachen über einen Teil von sich selbst.

²⁷ www.jeffdunham.com

Die Sehnsucht nach Ent-Sorgung

Wieviel Spanier nun wirklich in Manuel steckt ist unklar. Zumindest konnten die Spanier sich nicht selbst in ihm erkennen, nachdem man den Kellner als Italiener ausgegeben hatte. Manuel oder Paolo, wichtig ist ja, dass er Südländer ist, kaum ein Wort versteht und nicht besonders helle ist.

Diese Kurzbeschreibung der südländischen Einwanderer dürfte ungefähr den Halbwissensstand der meisten einheimischen Mittel- und Nordeuropäer zur Entstehungszeit von "Fawlty Towers" wiedergeben. Es waren die siebziger Jahre. Die Ausländer waren da. Sie machten wenig Anstalten, wieder abzureisen. So hatten sich die Deutschen das aber nicht vorgestellt.

Der Plan war, dass die Gastarbeiter kurz in Deutschland aufkreuzen, ein bisschen beim Aufschwung mithelfen und sich dann eigenständig wieder in großen Karawanen auf den Rückweg machen würden. Die Deutschen winken am Wegesrand, dann Tor zu, durchfegen und Ruhe im Karton!

Stattdessen wurden Ehen geschlossen, Autos gekauft und Geschäfte gegründet. Die Gastarbeiter richteten sich häuslich ein und waren schon längst etwas ganz anderes: Einwanderer nämlich. Nur hießen sie nicht so, sondern eben „Gastarbeiter“. "Einwanderer" aber war als Wort immer noch tabu. Sie dürfen selbst heute noch nicht so heißen. Um das Wort "Einwanderer" zu umgehen und auch einen neuen Sammelbegriff für eingebürgerte Südländer zu haben, gibt es heute das Wort "Migranten". Darin steckt zwar "wandern", aber die Richtung ist noch nicht raus. Mit ein bisschen Glück könnte ja vielleicht doch noch "abwandern" draus werden, oder was auch immer hier der stiftende Gedanke war - ich weiß es nicht.

Tatsache ist jedenfalls, dass vom soliden Halbwissen der siebziger Jahre bis zum heutigen Tag eine gewisse Sehnsucht zu erkennen ist, „der Türke“ möge doch woanders hingehen. Und diese Grundhaltung zeigte sich in einem Zyklus von Mülltonnen-Witzen, die zu den ganz frühen Exemplaren von Türkenwitzen zählen. Witze, in denen Türken und Mülltonnen vorkommen,

sind nämlich meine ganz frühen Erinnerungen an Türkenwitze.

"Was ist eine Mülltonne unter der Ampel? - Türkendis-co!"

"Warum hat ein türkischer Sarg nur zwei Griffe? - Weil eine Mülltonne nur zwei Griffe hat!"

"Was ist ein Türke mit zwei Mülltonnen? - Ein Immobilienmakler!"

Die Mülltonne als natürlicher Lebens- und Ablebensraum der Türken. Hier ging es nicht in erster Linie um den Gestank. Hier ging es darum, dass man sich dringend wünschte, man könne die Türken irgendwie zur Entsorgung abgeben und sei sie los. Was macht man denn mit so einem Türken, wenn die Arbeit getan ist? Wohin mit ihm?

Der Duft der großen weiten Welt

Ich erinnere mich natürlich noch genauso gut an die Beschwerde, Türken brächten einen unglaublichen Gestank mit. Dieses Vorurteil ist nur auf den ersten Blick eines, denn tatsächlich rochen Türken anders. Ich muss oft daran denken, wie meine Mutter irgendwann in einem großen Entrüstungsanfall beteuerte, Deutschland habe keinerlei Kultur gehabt, als sie hier angekommen sei. Es gab kein Gemüse, außer Kohl und Kartoffeln. Auberginen, Zucchini, Okraschoten, Olivenöl - alles unbekannt und nicht zu haben. Tomaten waren suspekt und Knoblauch verpönt. Winters wie Sommers saß man in der Gastronomie in dunklen eichenvertäfelten Wirtshöhlen, schaute grimmig drein und aß schwer Verdauliches. Freude am Genuss und vielschichtige Esskultur seien türkisches Verdienst, und überhaupt hasse sie Mehlschwitzsoßen. Dabei schwang sie einen hölzernen Kochlöffel.

Deutschland war mir bis dato nicht als kulturfrees Land aufgefallen, aber ich erinnere mich noch gut an das Wort "Kümmeltürke", das man heute so gut wie gar nicht mehr hört. Heute kaufen alle Olivenöl, aber "extra vergine", bitte schön, obwohl niemand so recht weiß, was das heißen soll. Und wer inzwischen sogar mit Glasnudeln, Wok und Stäbchen hantiert, findet den Geruch nach Kümmel alles andere als ungewöhnlich.

"Kümmeltürke" ist ein schöner Begriff, denn er beschreibt die Nase eines Menschen, der auf ungewohnte Düfte stößt. Außerdem gefallen mir die zwei ü's darin. Ich war als Kind noch nicht so begeistert von dem Wort, aber schließlich waren da ja die Mülltonnenwitze und

auch ein paar Witze, in denen es ums "Vergasen" ging. Und wenn die Nachbarskinder begeistert Udo Lindbergs "Sie brauchen keinen Führer" sangen ("Früher waren's die Juden und heute sind die Türken dran!"), dann missverstanden sie ihn katastrophal falsch als Türkenhass-Rocker.

In einem derart undifferenzierten Wirbel aus Abscheu ging "Kümmeltürke" als eher harmlos unter. Rückblickend aber steht dieses Schimpfwort am Anfang einer Entwicklung. Hier hatte jemand schon mal türkisch gehört und mitbekommen, dass sich mitunter tatsächlich irrwitzige Umlautverkettungen ergeben. Als deutschsprachiger Zuhörer weiß man zwar nichts von kleiner Vokalharmonie und den grammatikalischen Zusammenhängen im Türkischen, aber das muss man auch nicht, um ein Wort mit siebzehn Umlauten lustig zu finden. Dazu das Wundern über fremde Würze, fertig ist das Schimpfwort.

Ich kann mich noch erinnern, dass ich eines Tages sehr bestürzt war, im Kochtopf meiner Mutter ein Gericht mit einem umwerfenden Geruch nach Kümmel vorzufinden. Großartig, dachte ich, sind wir am Ende doch Kümmeltürken. Und die Italiener sind Spaghettifresser. Und die Deutschen? Die Deutschen sind natürlich "Kartoffeln".

Der real existierende Türke – Abnutzungerscheinungen

Etwas sehr wichtiges hatte damals in dem Wort Kümmeltürke seinen Anfang genommen. Die Deutschen begannen, ihre Türken kennen zu lernen, ob sie wollten oder nicht. Man kann nun wirklich nicht Jahrzehnte Tür an Tür mit jemandem leben, ohne mindestens ansatzweise etwas über den anderen Menschen dort zu erfahren.

Die Witze allerdings blieben lange auf dem Niveau der stumpfen Abarbeitung üblicher Vorurteile, wie Gestank, Faulheit und natürlich notorischer Hang zum Diebstahl. Diese Eigenheit scheint Türken und Polen so eng zu einen, dass sie sich oft denselben Witz teilen müssen.

"Ein Türke und ein Pole sitzen im Auto. Wer fährt? - Die Polizei!"

"Ein Türke wechselt den Reifen an seinem Auto. Ein Pole sieht ihn, steigt ins Auto ein und fummelt am Radio herum. Der Türke steht auf und spricht ihn an:

'Eh, was machst Du da?!"

Der Pole: 'Shh, ich das Radio, du die Reifen!"

Es ist mir unbegreiflich, warum ich mich aus all den Jahren an keinen Witz über türkische Lärmpegel erinnern kann, denn meine Mutter sowie eigentlich alle ihre Bekannten und Verwandten brüllten stets in den Telefonhörer, als müsse man die Distanz mit den Stimmbändern allein überbrücken. Deutsche Familienfeiern in der Pflegefamilie waren dagegen stets gesittet und ruhig, mit Kaffee und Kuchen und Katzentisch. Beim Essen spricht man nicht. Wenn aber auf türkischer Seite Familie und Freunde zusammenkamen, hatte ich manchmal den Eindruck, sie telefonierten alle noch miteinander. Vielleicht ließe sich da was machen, Türken und Lärm - damit kann jeder etwas anfangen. Aber so nah dran an echten Eigenheiten soll der Witz nun auch nicht sein. Ein Witz funktioniert nur mit handfesten Vorurteilen. Das macht ihn letztlich auch so harmlos.

Und das ist schließlich und endlich auch der Grund, warum der Türkenwitz sich verändert hat. Die Vorurteile waren da, aber sie hatten einfach auf Dauer zu wenig Bestand neben den realen Türken der zweiten und irgendwann sogar dritten Generation. Mit denen stimmte natürlich auch so einiges nicht, aber spätestens Ende der achtziger Jahre betrachtete man die Türken anders als in den sechziger oder siebziger Jahren. Es war Zeit für eine neue Generation von Witzen.

Mit den Wölfen heulen, nur lauter! Und genau hier ging der Türkenwitz durch einen wundervollen Wendepunkt, den ich in meinem Leben bis zu einem ganz bestimmten Abend in eben den späten achtziger Jahren zurückverfolgen kann. Meine Schulfreunde und ich kamen beim Geburtstag von ich-weiß-nicht-mehr-wem zusammen. Das Essen lag hinter uns, mit Tanzen würde es nichts werden, also saß man im Wohnzimmer und knabberte Snacks beim Blödzeuglabern. Irgendwann stimmte jemand einen Türkenwitz an. Ich gäbe was drum, wenn ich mich noch erinnerte, um welchen Witz es sich gehandelt hatte, aber das ist hier nicht so wichtig.

Der Witz war passabel schlecht, aber vor allem war er falsch platziert, denn er wurde mit Eiseskälte aufgenommen. Die Oberstufe eines handelsüblichen Gymnasiums mit halbwegs aufgeklärten Geistern und zweifelhaftem Prozentsatz türkischer Mitschüler stand natürlich weit über solchen Dingen wie Türkenwitzen. Oder zumindest hätten sich wahrscheinlich alle gewünscht, der Idiot hätte einfach gewartet, bis die beiden anwesenden Türken bereits auf dem Heimweg waren. Ich finde, man muss diesem jungen Mann hoch anrechnen, dass ihm unsere Anwesenheit schnurzpiep-egal war. Wie dem

auch sei, der Witz stand im Raum wie plötzlicher Furzgestank. Es entstand eine peinliche Stille. Man meinte, das Witzvakuum direkt zu sehen. Diese Art Witz ging einfach nicht mehr. Und in diesem Augenblick übernahm Suat die Kontrolle. Er grinste und lehnte sich vor.

"A propos Türkenwitz, kennt ihr den? Was ist ein Türke mit 'nem Taschenrechner auf einem Esel? - Knight Rider!"

Wir brachen in unverhältnismäßig schallendes Gelächter aus, das wohl auch einer gewissen Erleichterung zuzuschreiben war. Dieses Gefühl von Leichtigkeit, das Suat da praktisch für uns alle erfunden hatte, reißt seitdem einfach nicht mehr ab. Was hatte er getan? Zunächst einmal hatte er Absolution erteilt. Es wurde ein Türkenwitz erzählt? Kein Problem. Die Gesäßmuskulatur der deutschen Ureinwohner entspannte sich geradezu sichtlich, allein weil niemand eine Toleranzdebatte eröffnete. Damit entwaffnete er den Witz und den Erzähler. Außerdem war der Witz auch noch lustig. Ich glaube, man kann diesen Witz auch genauso in Istanbul erzählen, vorausgesetzt, der Zuhörer weiß mit David Hasselhoffs sprechendem Supercomputer-Automobil noch etwas anzufangen. Vielleicht müsste man, getreu des Manuel-Prinzips, aus dem Türken noch einen "Anatolen" machen.

Ich war sofort von all diesen Punkten begeistert. Ich ging auf die Suche nach guten Türkenwitzen, um sie in solchen Situationen parat zu haben. Doch schon bald reichte mir das nicht mehr aus. Ich wartete gar nicht erst ab, bis ein Nicht-Türke den Anfang machte. Mit diebischer Freude brachte ich auch lebendigste Unterhaltungen zum Verstummen, indem ich anfang mit: "Kommt ein Türke und ein Deutscher zum Arzt..."

Die Verwirrung über den Rollentausch hätte auch nicht größer sein können, wenn ich mit Frauenkleidern aufgekreuzt wäre. Die Gesichter waren unbezahlbar. Aber auch das war mir aufgefallen: Wenn der Türkenwitz lustig genug war, lachten sogar die intellektuell auf Toleranz getrimmten Gymnasiasten, quasi leicht unter Niveau. Konnte man mit dem richtigen Witz vielleicht etwas über die Lachenden erfahren?

Die meisten Menschen, mit denen ich seither über das Thema Türkenwitze gesprochen habe, sind eher der Meinung, ein Witz verrate etwas über den Charakter des Erzählers. Das halte ich für problematisch, denn ein Witz muss oft Dinge verunglimpfen, die einem Erzähler

ebenfalls wichtig sind, denn wo bliebe sonst die Grenzüberschreitung? Viel interessanter finde ich da die Frage, warum die Zuhörer etwas lustig finden. Und so platzierte ich Türkenwitze besonders gern in jenen Kreisen, die sich selbst für am weitesten fortgeschritten hielten, wenn es um Toleranz ging. Türkenwitze für die Scheißliberalen!

Heimisch im Dazwischen: die Geburtsstätte des neuen Türkenwitzes

Warum war mir das nicht früher eingefallen? Wahrscheinlich, weil ich und die anderen Türken in meinem Alter viel zu lange mit dem Versuch beschäftigt gewesen waren, dazu zu gehören. Wir wollten die Unterschiede einebnen, sprachen mit Hingabe hochdeutsch und vertieften uns in deutsche Lyrik. Als wollten wir sagen: „Seht her! Wir sind wie Ihr!“ Doch irgendwann ahnten wir, dass all das nicht ausreichte. Man konnte noch so gut deutsch sprechen, das einzige Ergebnis war, dass man allerorten erklären musste, warum man eigentlich die Sprache so gut sprach.

In dieser Zeit ging eine Wandlung mit den Türken in Deutschland vor sich, und mit ihnen veränderte sich der Türkenwitz. Wenn ihnen jetzt jemand vollendete Toleranz auf dem Silbertablett angeboten hätte, er hätte nur Schulterzucken geerntet. Es ging bereits um mehr. Wer zu alt war, igelte sich vielleicht ein, aber die jungen Türken planten eine Zukunft in diesem Land. Also gingen sie herum und sprengten beispielsweise Gesprächsrunden mit dem neuesten Türkenwitz. Sie wollten nicht nur sehen, wer lacht. Wenn schon jemand Türkenwitze erzählt, dann bitte sie selbst. Und sie durchschauten ihre Zuhörer erschreckend gründlich.

Ein Deutscher, ein Russe, ein Franzose und ein Türke sitzen im Flugzeug. Sie geraten in Turbulenzen. Der Pilot sagt durch, dass Ballast abgeworfen werden muss. Der Franzose schmeißt einen ganzen Koffer mit Baguettes raus. 'Davon habe ich eh zuviel!' Der Pilot ist noch nicht zufrieden, sie sinken immer noch. Darauf nimmt der Russe eine ganze Tragetasche voll mit Wodka und ruft 'Das kann auch noch raus, davon haben wir noch genug zu Haus!' Immer noch ist das Flugzeug zu schwer, der Pilot will noch mehr Ballast `raushaben, da wendet sich der Türke an den Deutschen: 'Alter, bau jetzt bloß keinen Scheiß, klar?!'

Der Türkenwitz war zum türkischen Witz geworden, und zwar zu einem, wie es ihn nur in Deutschland geben konnte.

Was noch durch den Kakao muss

Heute haben die Türken ihr eigenes Klischee fest im Griff. Die türkische Comedy ist ein eigenes Genre, Kanaksprak, oder wie ich in meinem Soloprogramm noch lieber sage "Assisch", ist schon längst nicht nur Gegenstand sprachwissenschaftlicher Untersuchungen sondern auch Gemeingut für die ad-hoc Parodie von Entertainmentlaien zwischen Schulhof und Büroflur. Die Frage ist, ob und wann sich das Klischee tot läuft. Der Schnauzbartproll oder der renitente Rentner sind ja Typen, die man im Lauf der Jahrzehnte immer wieder auf der Bühne sieht. Wird das mit den Türken auch so sein? Werden wir jetzt bis ins Jahr 2050 über türkische Türsteher, Drogendealer und Discotussis lachen? Das wäre grausig. Vielleicht wird ja auch irgendwann einfach die Belegschaft erweitert: der bigotte Imam, der schlitzohrige Gemüsehändler und so weiter. Am Ende hätten wir dann so eine Art Schwank im Soziolekt des Assischen. Das Millowitsch-Theater auf Migrant. „Heute Abend live aus dem Müllowitsch-Theater in Marxloh: Alis Tante und die zwanzig Brüder!“

Dann doch lieber die Grenze zum Theater abseits der Hauptverkehrsstraßen übertreten. Wenn Serdar Somuncu die Bühne räumt, um störende Neonazis darauf zu postieren und dann weiter Hitler zitiert, bis der Saal sich vor Lachen biegt, dann ist die Entmachtung der früheren Türkenwitzerzähler perfekt.

Der witzige Türke im Fernsehen hat noch eine große Zukunft. Also alles in Butter, könnte man meinen. Aber ich traue dem Braten nicht, noch lange nicht. Denn inzwischen sind die Deutschen einen Schritt weiter und nehmen den Türken nicht in seiner Eigenschaft als türkischstämmig wahr, sondern in seiner Eigenschaft als Moslem. Die in den Neunzigern bereits vorbereitete Hysterie um den Islam als gesamtgesellschaftlichen Erbfeind richtet den Blick der Vorurteile auf einen Bereich, über den die Türken einfach noch keine Witze machen. Das entmachtet sie in einer ähnlichen Art und Weise, wie sie seinerzeit den Witzen um Türken in der Mülltonne nur hilflos zuschauen konnten. Ich warte noch auf einen solchen Befreiungsakt, wie ich ihn damals mit Suat und seinem Türkenwitz erlebt habe. Ich warte darauf, dass Moslems sich ein paar gute islamische Witze einfallen lassen. Dann wäre der Anfang für

eine Entmachtung derjenigen gemacht, die sich vor allem Fremden fürchten. Denn wer lacht, vertraut.

Murat Kayi ist mit seinem Soloprogramm auf Deutschlands Kleinkunst- und Theaterbühnen unterwegs. Der "einzige evangelische Türke weit und breit" erzählt Geschichten aus dem Niemandsland zwischen zwei Kulturen. Als freier Autor hat er journalistische Beiträge für Magazine, Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht.

Martin Greve

Migration von Musik aus der Türkei nach Deutschland

Die Wanderbewegungen aus der Türkei nach Deutschland haben die Musiklandschaft in beiden Ländern extrem bereichert. Heute ist sowohl Musik in Deutschland als auch Musik in der Türkei in ihrer Vielfalt kaum noch überschaubar.

Klein-Istanbul hat man Kreuzberg früher genannt, weil es so türkisch ist. Sechs Jahre lang habe ich dort gewohnt, und das auch immer gedacht. Nun schaue ich aus dem Fenster meines neuen Istanbuler Büros und versuche mich an Kreuzberg zu erinnern. Unten fließt der Bosphorus vorüber, ein Tanker fährt vom Norden kommend ins Marmarameer ein, gegenüber auf der anatolischen Seite befindet sich der Containerhafen von Kadıköy. Unten vor mir liegen drei riesige Kreuzfahrtschiffe, davor die alten Lagerhallen, wo seit letzter Woche die Istanbuler Biennale läuft. Auf der Uferstraße staut sich wie so oft der Berufsverkehr. Etwa 15 Millionen Menschen leben hier, doppelt so viele wie in Berlin, Hamburg, Köln und München zusammen.

Klein-Istanbul? Dieses winzige Kreuzberg, mit seinen wenigen türkischen Geschäften, Vereinen und Banken? Seit ich vor drei Jahren nach Istanbul zog, kommen mir die angeblich so türkischen Viertel deutscher Großstädte klein, deutsch und verwirrend vor, und ebenso ihr Musikleben. In jeder Großstadt kennt man den Anblick dunkelhaariger Jugendlicher, die auf dem Rücken eine Instrumententasche mit einer lang gezogenen Laute tragen, man kennt auch die bonbonfarbenen Musikshows bei TRT INT, dem öffentlich-rechtlichen türkischen Fernsehen im deutschen Kabelnetz. Und im deutschen Fernsehen ist keine Fernsehserie mehr ohne türkische SchauspielerInnen und Rollen, keine Casting Show ohne türkisch-stämmige Sänger vorstellbar.

Was soll man also heute unter „Türkischer Musik in Deutschland“ verstehen? „Türkische Musik“ an sich ist allenfalls ein politischer Begriff und als solcher umstritten und musikalisch vollkommen unklar. Aber ist „Musik aus der Türkei“ besser? Gibt es in der Türkei nicht längst neben anatolischen *bağlama*-Lauten oder osmanischen Liedern auch Oper, Klavier, Hip-hop und selbst Flamenco und Tango? Und erst recht kann in Deutschland jemand mit „Migrationshintergrund Türkei“ natürlich jede weltweit existierende Musik mögen und auch aktiv selbst pflegen. Verbal und inhaltlich ist das Thema

heute kaum mehr zu fassen, und immer stärker drängt sich die Frage auf, welchen Sinn die Suche nach „türkischer Musik in Deutschland“ heute noch hat, und ob sie nicht auch Teil einer andauernden Ethnisierung ist.

Ostwestliche Aufbrüche

Wie hat die Migration von Musik aus der Türkei einst begonnen, und wann? Die ersten türkischen MusikerInnen kamen um 1900 nach Deutschland und waren ausschließlich an europäischer Kunstmusik interessiert. Musa Süreyya Bey (1884-1932) beispielsweise, der spätere Direktor des Istanbuler Konservatoriums, studierte vor dem Ersten Weltkrieg in Berlin. Seit ihrer Gründung 1923 förderte die Türkische Republik, die sich nun erklärtermaßen als europäischer Staat verstand, westliche Musik und schickte zahlreiche junge MusikerInnen zum Studium nach Paris, Wien, Prag und Berlin. 1935 lud das türkische Kulturministerium den deutschen Komponisten Paul Hindemith als Berater in die Türkei ein. Durch Vermittlung Hindemiths wurden weitere deutsche Musiker nach Ankara gerufen, etwa Eduard Zuckmayer als Direktor der Nationalen Musik- und Schauspielakademie oder Ernst Praetorius als Leiter des Symphonieorchesters Ankara. In den 1950er Jahren lief der deutsch-türkische Austausch von MusikerInnen weiter, und heute haben die meisten musikalisch westlich orientierten MusikerInnen der Türkei - InstrumentalistInnen, SängerInnen, TänzerInnen und DirigentInnen - internationale Erfahrungen.

Mit Inkrafttreten des türkisch-deutschen Anwerbevertrages am 30. Oktober 1961 begann die Migration türkischer ArbeitnehmerInnen nach Deutschland in großem Umfang. Einen ersten musikalischen Niederschlag fanden die Erfahrungen der MigrantInnen in den sogenannten *gurbetçi*-Liedern, Liedern über Heimweh und Auswanderung, die an ähnliche Volkslieder von SaisonarbeiterInnen im Osmanischen Reich anknüpften (Öztürk 2001, Anhegger 1982). Einige *âşık*, SängerInnen zentral- und ostanatolischer Tradition, waren als ArbeiterInnen nach Deutschland gekommen, und sangen nun Lieder über das Leben in Deutschland, die Anwerbung, das Heimweh im Wohnheim und schließlich über die „merkwürdigen“ Deutschen. In der Türkei entstanden gleichzeitig Volkslieder über die Trauer der Zurückgebliebenen und ihre Sehnsucht nach dem Va-

ter, dem oder der Verlobten, der Mutter in der Ferne, wie etwa "Avrupada Neler Var" von Metin Türköz.²⁸

Arabesk bedeutet Sehnsucht

Im Laufe der 1970er Jahre wandelte sich bei vielen MigrantInnen die Idee, rasch in die Türkei zurückzukehren, unmerklich von einem konkreten Lebensplan zu einem Mythos. Der Vergleich des „kalten Deutschland“ mit einem idealisierten Leben in der Türkei bestimmte nun das allgemeine Lebensgefühl.

Musikalisch fand die Sehnsucht nach der „Heimat“ in den 1970er und 1980er Jahren ihren Ausdruck im *arabesk*, einer Mischung aus anatolischer Volksmusik, westlichem und urbanem türkischen Schlager sowie Arrangements arabischer Unterhaltungsmusik (Stokes 1992, Güngör 1990). Auch viele Deutsche lernten die *arabesk*-Musik zumindest von weitem kennen: Es war die Musik der Kebab-Buden - bunt, kitschig mit verzweifeltem Ausdruck und begleitet von schmachtenden Streicherklängen. Tatsächlich handelten die Liedtexte, später auch die *arabesk*-Filme, von den Schmerzen unglücklicher Liebe, von Heimweh, von der Kälte der Großstädte, von Schicksalsergebenheit und Verzweiflung. Erfolgreich war *arabesk* nicht zuletzt aber auch deshalb, weil Musik durch die in dieser Zeit aufkommenden Musikkassetten erstmals für ärmere Schichten bezahlbar wurde.²⁹ (Beispielsweise: Orhan Gencebay, „Bir teselli ver“

Noch die folgende Generation wuchs mit *arabesk* auf, und wie ein ironisches Echo auf diese schwermütigen Zeiten klang 2005 der *R'n Besk* des Köln/Berliner Sängers Muhabbet. „Du hast geschworen“ sang Muhabbet im Verzweiflungston des *arabesk* – aber auf Deutsch.³⁰

Parallel zu den sogenannten „Gastarbeitern“ kamen in den 1960er und 1970er Jahren auch türkische Musiker und Musikerinnen nach Westeuropa, die vor allem an internationaler Zusammenarbeit interessiert waren. Besonders Paris wurde Ausgangspunkt internationaler Karrieren, etwa für Tülay German³¹ oder Timur Selçuk. Seit Ende der 1960er Jahre versuchten einige junge türkische Beat- und Rockmusiker in Europa Fuß zu

28 www.youtube.com/watch?v=NvSoLStfneU

29 Beispiel dafür ist Orhan Gencebay „Bir teselli ver“ auf www.youtube.com/watch?v=N5liQEnxmnU

30 www.youtube.com/watch?v=DXu81PJwbg&feature=related

31 www.dailymotion.com/video/xcuiph_tulay-german-kor-ve-ates-yillari-ye_music

fassen, in Paris die Gruppe *Moğollar*, in Köln die Popgruppe *Apaşlar* mit dem Sänger Cem Karaca. Andere MusikerInnen studierten an Deutschen Musikhochschulen, in den 1970er Jahren beispielsweise der Gitarrist Erkan Oğur in München.

Am 12. September 1980 putschte sich in der Türkei eine Militärjunta an die Macht. Es folgte eine Fluchtwelle politisch engagierter Intellektueller und KünstlerInnen nach Europa. Im Bemühen um internationale Solidarität traten MusikerInnen wie Selda Bağcan, Melike Demirağ, Şanar Yurdatapan, Fuat Saka, Sümeyra oder Cem Karaca damals auf politischen Veranstaltungen verschiedenster Art auf, häufig gemeinsam mit politisch aktiven deutschen und anderen nicht-türkischen MusikerInnen. 1984 entstand am Westfälischen Landestheater Castrop-Rauxel das deutschsprachige Musical *Die Kanaken* von Martin Burkert und Cem Karaca. (vgl. Cem Karaca „Die Kanaken“³²

Während einige ExilantInnen, etwa Cem Karaca, Melike Demirağ, Şanar Yurdatapan oder Zülfü Livaneli, in die Türkei zurückkehrten, als die politische Situation dies wieder zuließ, blieben andere ganz in Deutschland. Fuat Saka besuchte die Türkei nach seinem Fortgang 1980 erst zwanzig Jahre später wieder, die Sängerin Sümeyra lebte von 1981 bis zu ihrem Tod 1990 in Frankfurt.

Türkisches Musikleben in Deutschland seit den 1970er Jahren

Bereits in den 1970er Jahren eröffneten in zahlreichen deutschen Großstädten türkische Musikrestaurants und *Musikgazinós*. Auch türkische Hochzeiten wurden erstmals in Deutschland gefeiert, und noch heute existieren in den meisten deutschen Städten türkische Hochzeitsäle (*düğün salonu*) mit festen Hochzeitsbands (Schlagzeug, Keyboard, saz, E-Gitarre, bisweilen auch E-Bass) oder zumindest KeyboarderInnen. Hinzu kommen die traditionellen anatolischen Duos aus Trommel und Schalmei (*davul* und *zurna*).³³

Bunte, rein türkischsprachige Plakate kündigten damals (wie heute) immer wieder Konzerte populärer Sänger aus der Türkei an, und so manche dieser GastmusikerInnen blieben jahrelang in Deutschland. Migrantenvereine schossen aus dem Boden, und viele

32 Vgl. Cem Karaca „Mein Freund der Deutsche“ auf www.youtube.com/watch?v=0iPW6-pu_G0

33 Viele Beispiele finden sich unter: www.youtube.com/user/AYVIDEOPRODUCTION

von ihnen organisierten Volkstanz- oder *bağlama*-Kurse. Aber auch MigrantInnen, die nicht als GastarbeiterInnen nach Deutschland gekommen waren, wuchsen in dieses entstehende türkische Musikleben hinein. In Berlin beispielsweise gründete der junge Geiger Tahsin Incirci, der 1973 als Stipendiat des Deutschen Akademischen Austauschdienstes gekommen war, seinen Westberliner „Türkischen Arbeiterchor“.³⁴

In den 1980er Jahren nahm die deutschland- und europaweite Vernetzung von MigrantInnenvereinen zu. Die meisten dieser Vereine veranstalteten große, oft überregionale Vereinsabende, an denen sie die gemeinsame Identität inszenierten, beispielsweise mit kurdischen, türkischen und alevitischen Liedern oder Volkstänzen ihrer anatolischen Herkunftsregionen. Zu den großen zentralen Veranstaltungen und Festivals, die die Dachverbände alljährlich ausrichteten, wurden Mitglieder und Anhänger aus ganz Deutschland oder sogar aus anderen europäischen Ländern mit Bussen zusammengebracht.³⁵

Damals wie heute waren im türkischen Musikleben Deutschlands vor allem alevitische Vereine bedeutend. Anders als im sunnitischen Islam nämlich, dem die Mehrheit in der Türkei angehört, spielt Musik in der esoterisch-heterodoxen anatolischen Konfession des Alevitentums eine zentrale Rolle (Kehl-Bodrogi 1992). In den zentralen Zeremonien des traditionellen Alevitentums (den *cem*-Versammlungen) wird der geistige Führer, *dede*, stets von einem Sänger oder einer Sängerin und einem *bağlama*-Spieler (*zakir*) begleitet, der verschiedene Lieder religiösen bis philosophischen Inhalts (*deyiş*), singt, sowie die meditativen *semah*-Tänze der Gemeindemitglieder begleitet. In praktisch allen Vereinen existieren daher *saz*-Gruppen für Jugendliche, manchmal auch Volksliedchöre oder Volkstanzgruppen. Bei alevitischen Großveranstaltungen nehmen *semah*-Tänze allerdings den Charakter von Vorführungen an und werden meist in durchchoreographierten Inszenierungen mit speziellen Kostümen von speziell angeleiteten *semah*-Gruppen dargeboten. Im Jahr 2000 wirkten bei einer monumentalen alevitischen Zentralveranstaltung in Köln, dem „Epos des Jahrtausends“, neben zahllosen SolistInnen insgesamt 1246 *bağlama*-SpielerInnen und 674 *semah*-TänzerInnen mit.

³⁴ www.de.wikipedia.org/wiki/Türkischer_Arbeiterchor_Westberlin

³⁵ Trabzon Derneği
www.youtube.com/watch?v=sPCF3h1ZQQA

Weiterhin entstanden seit den 1980er Jahren vielerorts türkische Chöre zur Pflege von Volks- und vor allem Kunstmusik. Der Chor war eine neuartige Aufführungspraxis, die in der Türkei erst kurz zuvor im Zuge der allgemeinen Europäisierung entstanden war und bald auch in Deutschland übernommen wurde. Die Mitglieder der Chöre sind musikalische Laien, die sich an Wochenenden unter der Leitung meist halb- oder vollprofessioneller MusikerInnen zum gemeinsamen Singen treffen. Diese ChorleiterInnen, oft mit solider Musikausbildung aus der Türkei, versuchen meist, den SängerInnen Grundlagen der hochentwickelten osmanisch-türkischen Musiktheorie und Gesangstechnik zu vermitteln. Einige der Chöre treffen sich einfach privat, andere sind an Vereine, Kulturzentren oder Konsulate angeschlossen.

Seit den 1990er Jahren schließlich entstanden in vielen deutschen Städten seriöse türkische Privat-Musikschulen. Im Ruhrgebiet gibt es inzwischen in beinahe jeder Stadt derartige Einrichtungen, und alleine in Berlin waren es zwischenzeitlich sieben. Als ein Beispiel kann das „Konservatorium für Türkische Musik Berlin“³⁶ genannt werden. Noch in den 1980er Jahren wussten nur wenige Deutsche von diesem türkischen Musikleben deutscher Städte mit seinen Vereinen, MusiklehrerInnen und Konzerten (Greve 2003, Uysal 2001). Immerhin aber begannen damals erste deutsche Sozialprojekte oder städtische Musikschulen, sich für die türkische Musik ihrer Nachbarschaft zu interessieren.

Transstaatliche Verbindungen: Radio, TV, Internet und Reisen

Es scheint erstaunlich, dass zumindest bis zu diesem Zeitpunkt - trotz wachsender Aufenthaltsdauer der MigrantInnen- anstelle einer allmählichen Assimilierung eher das Gegenteil, nämlich der Ausbau eines rein türkischen Musiklebens eingetreten war. Entscheidende Ursache hierfür war die zunehmende transstaatliche Vernetzung: Die Möglichkeiten für Reisen zwischen Deutschland und der Türkei hatten sich seit 1960 drastisch verbessert. Seit den 1970er Jahren machte sich alljährlich im Sommer ein Großteil der türkischen Bevölkerung Deutschlands auf die Reise, um möglichst den gesamten Jahresurlaub am Stück in ihrem Dorf, ihrer Stadt oder am Strand zu verbringen. Umgekehrt fliegen Geschäftsleute oder KünstlerInnen aus der Türkei nach Westeuropa und bleiben einige Stunden,

³⁶ www.btmk.de

Tage oder auch viele Wochen. Alle großen MusikerInnen der Türkei, welcher Stilrichtung auch immer, treten regelmäßig in Deutschland auf, sowie ebenso viele nicht ganz so bedeutende Musikschaffende.

Verstärkt wird der direkte Austausch bis heute durch den stetigen Ausbau der Massen- und Kommunikationsmedien. Seit 1991 ist der staatliche türkische Export-Fernsehsender „TRT-INT“ in deutschen Kabelnetzen verfügbar. Die Deregulierung des türkischen Fernsehmarktes ab 1993, sowie die Entwicklung des Satellitenempfangs brachten zudem dutzende türkische Fernsehsender nach Deutschland. Praktisch jedes einst noch so entlegene anatolische Dorf ist heute von Deutschland aus telefonisch erreichbar, daneben dürfte Facebook zum wichtigsten Medium deutsch-türkischer Kommunikation geworden sein.

In den 1990er Jahren – bevor Raubkopien und Internet den Plattenmarkt in die Knie zwangen – wurden in Deutschland schätzungsweise 5 bis 6 Millionen Kassetten und CDs aus der Türkei verkauft (Greve 2003, S. 82). Zahllose türkisch-deutsche MusikerInnen versuchten in dieser Zeit, eigene Kassetten bzw. CDs zu produzieren. Oft von kaum erfüllbaren Erwartungen beflügelt, waren viele bereit, dafür große Summen zu investieren. Ermutigend waren die wenigen Vorbilder tatsächlich erfolgreicher MusikerInnen aus Deutschland wie Özlem Özdil aus Bünde/Westfalen oder die Gruppe Yurtseven Kardeşler aus Hamm.³⁷ Die ersten Demoaufnahmen entstanden oft in türkischen Studios in Deutschland, während Herstellung und Vertrieb der Kassetten fast immer in der Türkei erfolgten. Die für türkische Verhältnisse wohlhabenden DeutschlandtürkInnen gelten im Istanbuler Musikproduktionsviertel Unkapanı als lukrative Einnahmequelle.

Neue Wechselwirkungen: Aleviten, Kurden, Türken, Deutsche

Medien und Reisen also hielten mit der Türkei verbundene Identitätsteile frisch. Auf der anderen Seite erschwerten die Diskriminierung von Teilen der deutschen Gesellschaft sowie vor allem die fehlende Integration türkischer Musik ins deutsche Musikleben die Identifizierung der türkeistämmigen EinwanderInnen mit Deutschland.

Stattdessen geschah etwas anderes: Mit dem Ausbau der transstaatlichen Verbindungen zwischen Deutsch-

land und der Türkei wurde der verklärende Blick auf die Türkei der Vergangenheit, wie er die erste Generation prägte, abgelöst von einem direkten Bezug auf die reale Türkei der Gegenwart. Spätestens in den 1980er Jahren reagierte das türkische Musikleben in Deutschland immer schneller auf aktuelle Entwicklungen der Türkei. Heute ist jede Neuerung in der Türkei - neue Musikstile, Instrumente oder aktuelle Hits - praktisch ohne Zeitverlust auch in Deutschland präsent.

So löste in den 1980er Jahren in beiden Ländern eine kürzere, klanglich kräftigere *bağlama* die ältere Langhals-Variante ab.³⁸ Osmanisch-türkische Kunstmusik gelangte überhaupt erst nach Veränderungen in der Türkei nach Deutschland. Jahrzehntlang hatte die Türkische Republik diese Tradition als zu orientalisches abgelehnt. Ende der 1970er Jahre gründete der türkische Staat Konservatorien sowie Chöre für „Klassische Türkische Musik“³⁹ mit einer neuartigen Ästhetik. Kurze Zeit danach erschienen auch in Deutschland die ersten Chöre.

Umgekehrt wirkte die türkische Musikdiaspora Europas auch in die Türkei zurück. An der Renaissance des Alevitentums in den 1990er Jahren etwa hatten europäische AlevitInnen von Anfang an starken Anteil (Rittersberger-Tilic 1998).

Noch deutlicher ist der Fall des kurdischen Nationalismus. Während der Gebrauch der kurdischen Sprache in der Türkei seit 1982 verboten war, konnten sich kurdische Organisationen in Europa frei entfalten. Zahlreiche kurdische MusikerInnen leben bis heute in Europa, beispielsweise Şivan Perwer, Nizamettin Arıç, Ciwan Haco⁴⁰ oder Yılmaz Çelik (Skalla & Amiri 1999). In den 1980er Jahren wurden in Deutschland zahlreiche Kassetten kurdischer MusikerInnen produziert, um dann in der Türkei unter der Hand vertrieben zu werden. Erst nach 1991, als das Verbot der kurdischen Sprache in der Türkei aufgehoben wurde, ging ein Großteil der kurdischen MusikproduzentInnen nach Istanbul. Spätestens seit den 1990er Jahren aber nahm die musikalische Interaktion zwischen Deutschen und Deutsch-Türken dennoch zu.

³⁷ www.youtube.com/watch?v=A4MU_oUOwRo

³⁸ Beispiel: Arif Sag
www.youtube.com/watch?v=_Wb6gow7JeQ

³⁹ www.youtube.com/watch?v=kAeormHtc8

⁴⁰ www.dailymotion.com/video/xkd8w_ciwan-haco-nexta-naze_music

Aufschwung durch „Weltmusik“,

Orientalismus als Marke

Direkte Begegnungen deutscher und türkischer MusikerInnen ergaben sich ab den 1980er Jahren vor allem im Kontext der sogenannten „Weltmusik“. Deutsche WeltmusikerInnen reisten damals nach Indien, Ägypten oder in die Türkei auf der Suche nach unbekanntem exotischen Klängen und Traditionen. Viele türkische oder kurdische MusikerInnen wie *Derya* (Berlin), *Tan* (Düsseldorf, Link: www.myspace.com/bandtan), *Kazım Çalişgan* (Bochum) oder *Nurê* (Berlin) nahmen diese Entwicklung dankbar auf und vermischten in „interkulturellen“ Gruppen anatolische Volkslieder mit Rock oder Jazzrock. Allerdings blieben türkische MusikerInnen im Umfeld der Weltmusik bis in die jüngste Vergangenheit seltene Ausnahmen, erst im Jahr 2011 gewann mit *Kavpersaz*⁴¹ erstmals eine deutsch-anatolische Musikgruppe den bundesweiten Weltmusikwettbewerb *Creole*.

Türkisch-deutsche MusikerInnen der dritten Generation, geboren und aufgewachsen in Deutschland, verstanden inzwischen besser, wie man mit mehr oder weniger türkischer Musik auch ein deutsches Publikum erreichen konnte. Die Erwartungen an eine *orientalische* Musik - alte Traditionen aus einer geheimnisvoll, ursprünglich und gefährlich vorgestellten Welt - mussten ernst genommen werden. Vor allem der Islam passte in dieses *Orient*-Bild. Kaum ein Thema erweckt bis heute so schnell Überfremdungsängste deutscher NachbarInnen wie der Bau einer Moschee, andererseits jedoch findet sich in deutschen Weltmusikabteilungen insbesondere Musik türkischer Sufis. Gerade viele interkulturell orientierte MusikerInnen und Musikensembles haben sich künstlerisch mit dem Sufismus auseinandergesetzt, beispielsweise die Gruppe *Salsabil* aus Berlin oder die Sängerin *Sema*, die zwischen Berlin und Istanbul pendelt.⁴²

Viele Musikgruppen und EinzelmusikerInnen, die sich nicht an ein türkisches, sondern explizit an ein deutsches Publikum wenden, etikettieren sich daher inzwischen häufig - mehr oder weniger ironisch – als *orientalisch*, so die Berliner Gruppen *Orient Express*, *Orient*

⁴¹www.wdr3.de/musik-genres-in-wdr-3/musikkulturen/videos/creole-touch-of-noise/creole-kavpersaz.html

⁴² www.youtube.com/watch?v=9uCL1qMjpEU

Connection oder *Orientation*, ähnlich das Bochumer *Dervish Kulturmanagement* oder das Label *Oriental Media Network*. Das interkulturelle Musikfestival *Kernade* bei Bochum warb 2001 mit dem Bild eines türkischen Sufis, verfremdet in schrillen Farben (mittlerweile ein geläufiges Motiv). Musikalisch findet sich die selbstbewusste, spielerische Orient-Inszenierung beispielsweise in den Klangcollagen des in Kanada lebenden Flötisten und DJ *Mercan Dede*.

Angesichts dieser Entwicklungen verloren die Migrantenvereine der ersten Generation, die *gazinós* und die *arabesk*-Musik immer mehr an Bedeutung. Das Bild von „Türken“ in Deutschland veränderte sich, im Zentrum der Wahrnehmung stand nun eine jüngere Generation.

New Style: Kool & Sexy, Pop und Hiphop, „Chanson“ und Retro

Anfang der 1990er Jahre war in der Türkei erstmals eine selbständige türkische Jugendkultur mit eigener Musik entstanden, die wiederum schon bald nach Deutschland überschwappte (Solmaz 1996, Wurm 2006). Auch in Deutschland eröffneten türkische Diskotheken und Clubs ähnlich denen in der Türkei, meist außerhalb der türkischen Wohnviertel, weitab von der sozialen Kontrolle durch NachbarInnen und Verwandte und demonstrativ in bester Citylage (Çağlar 1996).

Bemerkenswert an der Popmusikwelle der Türkei war die Tatsache, dass eine Reihe der neuen Stars ihre Kindheit als „Gastarbeiter“-Kinder in Westeuropa verbracht hatte und dies auch öffentlich betonte, beispielsweise *Tarkan* aus Alzey bei Worms, *Rafet El Roman* aus Rheinheim im Odenwald und *Candan Erçetin* aus Hanau (zahlreiche weitere Beispiele finden sich auf www.youtube.com). Mitte der 1990er rückten der türkische und der internationale Plattenmarkt dann enger zusammen. Internationaler bester Sänger wurde *Tarkan*, der mit der gleichnamigen CD 1998 in zahlreichen europäischen Ländern die Charts eroberte. Im Jahr 2003 gewann beim internationalen Schlagerwettbewerb „Grand Prix d’Eurovision“ die türkische Sängerin *Sertap Erener* mit dem englischen Lied „Everyway That I Can“.⁴³

Auch einer Reihe türkischer MusikerInnen aus Westeuropa gelang der Aufstieg ins internationale Popgeschäft. Im Jahr 1999 vertrat die türkisch-münchenerische

⁴³ www.youtube.com/watch?v=m3i4S4E7h3I

Gruppe *Sürpriz* mit dem deutsch-englisch-türkischen Lied *Reise nach Jerusalem (Kudüs'e seyahat)* von Ralph Siegel Deutschland beim „Grand Prix d'Eurovision“. Im Jahr darauf schrieb der in Hannover lebende Produzent und DJ Mousse T. (Mustafa Gündoğdu) das Lied *Sex Bomb* für Tom Jones, das ein internationaler Tophit wurde.

Aber auch die Volksmusik erlebte in den 90er Jahren ein Revival, allerdings war die Popwelle nicht spurlos an dieser vorüber gegangen. So genannte *türkü bars* verdrängten nun die älteren *gazinós*: Jugend-Cafés mit live gespielter Volksmusik, wo man FreundInnen trifft, flirtet, isst, trinkt, mitsingt und zu fortgeschrittener Stunde mit allen gemeinsam anatolische Volkstänze wie *halay* oder *çepki* tanzt. Direkt im Anschluss sorgte eine weitere deutsch-türkische Jugendkultur für Aufregung: Türkischer Rap trat zuerst in Deutschland auf, und zwar vor allem unter jugendlichen MigrantInnen, und erst sehr viel später in der Türkei (Elflein 1997, Greve & Kaya 2004). Es begann in den 1980er Jahren mit multinationalen Gruppen, die sich mit AfroamerikanerInnen in den USA identifizierten und Hip-hop als Artikulation einer diskriminierten ethnischen Minderheit empfanden. Das erste deutschsprachige Stück überhaupt, *Ahmed Gündüz* stammte von Fresh Familee, einem türkischen Rapper, und erzählte die Geschichte eines Türken in Deutschland (Verlan & Loh 2000).⁴⁴

Etwa gleichzeitig begannen einzelne deutsch-türkische RapperInnen türkische Texte zu verwenden. 1991 erschien auf der Debut-LP der Nürnberger Band *King Size Terror* der erste türkische Rap *Bir Yabancı'nın Hayatı* („Das Leben eines Fremden“, Elflein 1997, S. 289). Vollkommen unerwartet wurde 1995 die Gruppe *Cartel* mit türkischen Rappern aus Nürnberg, Kiel und Berlin in der Türkei zu Superstars, die ganze Fußballstadien füllten (Kaya 2000).⁴⁵

Der deutsche Markt hingegen versprach zwar schon um die Mitte der 1990er Jahre kaum lukrative Verkaufszahlen für den so genannten *Oriental Hip-hop*, dafür aber sicherte das breite Medieninteresse immerhin gute Auftrittsmöglichkeiten. Aziza A. (Alev Yıldırım) beispielsweise trat unter anderem auf der Expo 2000 (Hannover) im deutschen Pavillon auf. Mit seinen harten deutschen Texten war damals aber bereits *Kool Savas* zum deutschen Rapstar aufgestiegen und Hip-hop von einer Subkultur zum Mainstream geworden.

⁴⁴ www.youtube.com/watch?v=E00uKrH1vtY

⁴⁵ www.youtube.com/watch?v=bTrtW4kC8j4

Der nach wie vor hohe Anteil an MusikerInnen mit Migrationsanteil spielt seither kaum noch eine Rolle.

Verwirrende Vielfalt

Hatten die 1990er Jahre den Aufstieg von deutsch-türkischer Jugendmusik gebracht, so zeigt sich in den letzten Jahren eine allmähliche Einbindung von traditioneller türkischer Musik ins etablierte deutsche Musikleben (Greve 2008). Vorreiter waren vielerorts die Musikschulen. Seit zehn Jahren finden in Berlin und Nordrhein-Westfalen im Rahmen von *Jugend Musiziert* auch *bağlama*-Wettbewerbe⁴⁶ statt, und noch im Jahr 2011 soll der erste deutschsprachige Lehrplan *bağlama* des *Verbandes der Musikschulen* (VDM) erscheinen. Noch immer aber gibt es bundesweit keine institutionell geförderten türkischen oder deutsch-türkischen Musikensembles, ebenso wenig eine anerkannte künstlerische Ausbildung in türkischer Kunst- oder Volksmusik.

Dafür aber bemühen sich mittlerweile selbst KonzertveranstalterInnen so genannter E-Musik um deutsch-türkisches Publikum. Konzertreihen mit türkischer Musik bieten unter anderem die Philharmonien Köln, Essen und Berlin; die *Komische Oper Berlin* vergab kürzlich einen Kompositionsauftrag an den Berliner Komponisten Taner Akyol. 2011 widmete das Schleswig-Holstein Musikfestival seinen Länderschwerpunkt der Türkei, und im gleichen Jahr veranstaltete selbst die Hannoversche Gesellschaft für Neue Musik ein Festival zu Neuer Musik aus der Türkei.

Schlussbemerkungen

Es ist verwirrend geworden. Jede neue Migrationsbewegung hat neue Musikwelten nach Deutschland gebracht: zunächst europäische Musik, dann anatolische Volkslieder, politische Gesänge und schließlich osmanische Kunstmusik. Jugendmusikkulturen sind in beiden Ländern entstanden, Pop und Hip-hop haben auch das jeweils andere Land erreicht. All diese so unterschiedlichen Musikwelten existieren auch heute noch in Deutschland, und machen es schwierig, den Begriff „Türkische Musik“ zu fassen. Längst leben viele Menschen mit türkischem Migrationshintergrund in Deutschland, die lieber Tango oder Salsa tanzen, auf Deutsch rappen oder Klavier spielen. Die Vorstellung, es gäbe eine wie auch immer definierbare „Musik von TürkinInnen in Deutschland“ ist von der Realität längst überholt worden.

⁴⁶ www.youtube.com/watch?v=jgX5rKutrnk&feature=related

Doch obwohl der Austausch zwischen beiden Ländern immer intensiver geworden ist, spielen türkeistämmige MusikerInnen aus Deutschland hier in Istanbul keine große Rolle. Auch für mich persönlich verschwindet das deutsch-türkische Musikleben langsam aus meiner Wahrnehmung. In diesen ersten drei Jahren in Istanbul habe ich all das erlebt, was ich zuvor nur aus Erzählungen kannte: eine ähnliche Unsicherheit gegenüber einem unbekanntem Land wie in der ersten Generation, eine ähnliche Identitätsverwirrung wie in der zweiten. Eines allerdings bleibt mir erspart: Integration. In der Türkei spielt dieses Thema keine Rolle. Man lässt mich in Ruhe. Schon dafür hat sich der Umzug eigentlich gelohnt. Das Wort Integration nämlich kann ich nach all den Jahren im deutsch-türkischen Berlin einfach nicht mehr hören.

Literatur

- Anhegger, Robert (1982): Die Deutschlanderrfahrung der Türken im Spiegel ihrer Lieder. Eine „Einstimmung“. In: Birkenfeld, Helmut (Hrsg.). *Gastarbeiterkinder aus der Türkei. Zwischen Eingliederung und Rückkehr*. München: Beck.
- Baumann, Max Peter (Hrsg.) (1985): *Musik der Türken in Westberlin*. Kassel: Yvonne Landec.
- Çağlar, Ayşe (1998): Verordnete Rebellion: Deutsch-türkischer Rap und türkischer Pop in Berlin. In: Mayer, Ruth, Terkessidis, Mark (Hrsg.). *Global Kolorit. Multikulturalismus und Populärkultur*. St. Andrä/Wörtern: Hannibal.
- Elflein, Dietmar (1997): Vom neuen deutschen Sprechgesang zu Oriental Hip Hop – einigen Gedanken zur Geschichte von Hip Hop in der BRD. In: Kreuziger-Herr, Annette & Strack, Manfred (Hrsg.). *Aus der Neuen Welt: Streifzüge durch die amerikanische Musik des 20. Jahrhunderts*. Hamburg: Lit, 283-296.
- Greve, Martin (2003): *Die Musik der imaginären Türkei. Musik und Musikleben im Kontext der Migration aus der Türkei in Deutschland*. Stuttgart: Metzler.
- Greve, Martin (2008): Türkische Musik in europäischen Institutionen. In: Hemetek, Ursula, Sağlam & Hande (Hrsg.): *Music from Turkey in the Diaspora* (= Klanglese 5), Wien: Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie, S. 89 - 96.
- Martin, Greve & Kaya, Ayhan (2004). Islamic Force, Takım 34 und andere. Identitätsmixturen türkischer Rapper in Berlin und Istanbul. Kimminich, Eva

(Hrsg.): *Rap: More than Words*, Welt - Körper - Sprache Vol. 4: 161-179.

Güngör, Nazife (1990). *Arabesk. Sosyokültürel Açıldan Arabesk Müzik*. Istanbul: Bilgi.

Kaya, Ayhan (2000). „Sicher in Kreuzberg“. *Berlin'deki Küçük Istanbul. Diasporada Kimliğin Oluşumu*. Istanbul: Büke.

Kehl-Bodrogi, Krisztina (1992). *Vom revolutionären Klassenkampf zum „wahren“ Islam. Transformationsprozesse im Alevitentum in der Türkei nach 1980*. Sozialanthropologische Arbeitspapiere Nr. 49. Berlin: Das Arabische Buch.

Öztürk, Ali Osman (2001). *Alamanya Türküleri. Türk Göçmen Edebiyatının Sözlü/öncü kolu*. Ankara: T.C. Kültür Bakanlığı Yayınları.

Helga Rittersberger-Tilic (1998), Development and Reformulation of a Returnee Identity as Alevi. In: Tord Olsson, Elisabeth Özdala, Catharina Raudvere (Hrsg.): *Alevi Identity*, Transactions of the Swedish Research Institute in Istanbul, Bd. 8, Istanbul, 69-78

Reinhard, Ursula (1987): Türkische Musik. Ihre Interpreten in West-Berlin und in der Heimat. Ein Vergleich. *Jahrbuch für Volksliedforschung* . 81-92.

Skalla, Eva & Amiri, Jemima (1999): Kurdish Music. Songs of the Stateless. In: Broughton, Simon & Elingham, Mark, Trillo, Richard (Hrsg.). *World Music. The Rough Guide*, London: Rough Guides. Vol. 1: 378-384.

Metin Solmaz (1996), *Türkiye'de Pop Müzik. Dünü ve Bugünü ile bir İncelik Masalı*, Istanbul: Pan.

Stokes, Martin (1992): *The Arabesk Debate. Music and Musicians in Modern Turkey*, Oxford: Clarendon.

Uysal, Sabri (2001): *Zum Musikleben der Türken in Nordrhein-Westfalen*. Gräfelting: Gräfelting Buchverlag.

Verlan, Sascha, Loh, Hannes. (2000). *20 Jahre Hiphop in Deutschland*, Höfen: Hannibal.

Wurm, Maria (2006). *Musik in der Migration. Beobachtungen zur kulturellen Artikulation türkischer Jugendlicher in Deutschland*. Bielefeld.

Martin Greve ist wissenschaftlicher Referent am Orient-Institut Istanbul und leitet den Studiengang „Türkische Musik“ an der Rotterdam World Music Academy.

Maren Möhring

Die türkische Gastronomie in der Bundesrepublik. Eine Migrations- und Konsumgeschichte

*„Pizza, Cappuccino, Döner Kebap und Gyros“
gehören heute
„zur deutschen Eßkultur wie Bratwurst und Sauerkraut“ (Iyidirli 1995: 8).*

Die (west)deutschen Ernährungsgewohnheiten haben sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts deutlich verändert. Insbesondere ausländische Speisen und Getränke haben zu dieser Transformation beigetragen. Zentrale AkteurInnen dieses Wandels waren nicht allein die Lebensmittelindustrie und die Massenmedien, sondern auch MigrantInnen, vor allem aus den südeuropäischen Ländern. Sie brachten neue Konsumpräferenzen mit und bauten sukzessive eine Infrastruktur an Lebensmittelgeschäften und Gaststätten auf, die zunehmend auch von Deutschen genutzt wurde. Einige der dort angebotenen Speisen sollten sich als besonders erfolgreich erweisen. Hierzu gehört zweifellos der Dönerkebab. Bei einer 2007 durchgeführten Umfrage unter mehreren tausend jungen Menschen wurde Dönerkebab sogar zu dem für Berlin charakteristischsten Gericht gewählt und damit zum eskkulturellen Symbol der deutschen Hauptstadt erklärt (European Summer University 2008).

Der Siegeszug dieses Erfolgsprodukts soll – nach einem kurzen Abriss zur Geschichte der türkischen Gastronomie in Deutschland und der ausländerrechtlichen Hindernisse, mit denen türkische GastronomInnen konfrontiert waren – ausführlicher geschildert werden. Abschließend wird auf die mitnichten ausschließlich positive Resonanz ‚fremder‘ Speisen in der Bundesrepublik zu sprechen zu kommen sein. Denn wie kaum ein anderes Alltagsobjekt kann ein bestimmtes Nahrungsmittel zum „öffentliche[n] Identitätssymbol“ (Tolksdorf 1981:19) und Inbegriff einer nationalen Kultur stilisiert und damit auch zur Quelle rassistischer Stereotypisierung werden. Derartige Speisen und ihre Rezeption sind daher immer eingebunden in die zeitgenössischen Diskurse über Ethnizität, Nation und (Nicht-)Zugehörigkeit; sie weisen in diesem Sinne eine eminent politische Dimension auf.

Geradezu zum Synonym für die türkische Gastronomie in der Bundesrepublik ist der Dönerkebab geworden. Keineswegs jedoch stieß dieses überaus populäre Imbissgericht auf uneingeschränkte Gegenliebe. Auf-

grund seines großen Erfolgs, aber auch wegen seiner Kodierung als türkisches bzw. deutsch-türkisches Produkt wird der Döner von ethnozentristischen und rechtsradikalen Konsumentenkreisen vehement abgelehnt. Eine neonazistische Parole wie „Bockwurst statt Döner“ entwirft eine Konsumgeographie, die keinen Platz für ‚fremde‘ Speisen lässt und eine ethnisch homogene (Ess-)Kultur als einzig denkbaren Weg propagiert. Unterstrichen wird dies durch die zahlreichen Angriffe auf Döner-Imbisse, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten stattgefunden haben. Da bestimmte Speisen und Essgewohnheiten einen zentralen Bestandteil personeller wie kollektiver Identitäten bilden, eignet sich das kulinarische Feld für politische Auseinandersetzungen bzw. ist als solches zutiefst politisch.

Die Abwehr ‚fremder‘ Speisen ist dabei immer gekoppelt an einen Machtkampf um den Raum und seine Besetzung, und zwar sowohl um den konkreten Ort, der von MigrantInnen durch die Eröffnung einer Gaststätte angeeignet wird, als auch um den imaginären Ort der Nation, deren (Ess-) Kultur nicht nur Rechtsradikale, sondern mitunter auch VerfechterInnen einer ‚Leitkultur‘ als bedroht ansehen. Dabei basiert die Abwehr migrantischer Aneignungen des Raumes meist auf einer „Ontologie verräumlichter kultureller Differenzen“ (Çağlar 1997: 111), die zu eindeutigen Identifizierungen zwingt und Übergangsformen sowie (ambivalente) Mehrfachkodierungen des Raumes nicht sieht oder sehen will.

Türkische Speisen in Deutschland

Die Präsenz türkischer bzw. deutsch-türkischer Speisen in Deutschland ist neueren Datums und eng verknüpft mit der türkischen Migration in die Bundesrepublik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zwar lassen sich türkische Einflüsse auf die Ess- und Trinkkultur bereits in früheren Jahrhunderten feststellen; sie beziehen sich aber fast ausschließlich auf den Kaffeekonsum und die Errichtung von Kaffeehäusern, die sich seit dem 17. Jahrhundert auch in Westeuropa etablierten. Einen

größeren Einfluss auf die Esskultur gewannen sie jedoch nicht.

Erst mit den im 19. Jahrhundert aufkommenden internationalen Kochbüchern fanden auch Rezepte für türkische Gerichte eine größere Verbreitung. Wie für dieses kulinarische Genre üblich, ging die türkische Küche in einer auf wenige Gerichte reduzierten Form in diese Literatur ein, so dass nur ein sehr kleiner Ausschnitt aus der regional äußerst unterschiedlichen Küche des Osmanischen Reiches, respektive der Türkei, geboten wurde. Im Zentrum standen dabei vor allem mit Pilaw servierte Hammelfleischgerichte und Kebabs. Wie der Italiener Makkaroni und der Deutsche Kartoffeln esse, so verzehre der Türke „zu jeder Mahlzeit Pilaff“, heißt es etwa in Julius Fehérs *Die internationale Küche aus dem frühen 20. Jahrhundert* (Fehér 1910: 3).

Diese Gerichte machten noch in der Bundesrepublik das Gros der als türkisch klassifizierten Speisen aus. Sie dominierten auch das Angebot in den wenigen türkische Restaurants, die bis in die 1960er Jahre hinein ausschließlich in Großstädten wie Berlin oder Frankfurt existierten. Bei diesen frühen Gaststätten handelte es sich oft um Gründungen professioneller GastronomInnen (oder von AkademikerInnen und FreiberuflerInnen), die für eine türkische, aber auch deutsche Klientel aus dem universitären, diplomatischen oder künstlerischen Bereich türkische Spezialitäten anboten (Gitmez/Wilpert 1987: 99).

Eine quantitativ relevante türkische Gastronomie entwickelte sich in der Bundesrepublik aber erst im Zuge der Arbeitsmigration aus der Türkei und insbesondere seit den 1970er Jahren, als viele MigrantInnen aufgrund der sich verschlechternden Arbeitsmarktsituation nach neuen Möglichkeiten der Existenzsicherung suchten. Zusammen mit den Lebensmittelläden und den Halal-Fleischereien, die für muslimische TürkInnen von existentieller Bedeutung waren, lassen sich türkische Restaurants und Imbisse als „Pionierbetriebe“ (Aygün 2005: 7) des türkischen Unternehmertums verstehen. Sie haben nicht nur eine Vorreiterrolle in türkischen Unternehmerkarrieren eingenommen, sondern bilden noch immer das Hauptbetätigungsfeld türkischer Selbständiger (Zentrum für Türkeistudien 2000: 51).

Die Entwicklung der türkischen Gastronomie in der Bundesrepublik

Für die Entstehung sowie den anhaltenden Erfolg der türkischen Lebensmittelgeschäfte und Gaststätten

waren mehrere Faktoren ausschlaggebend: Erstens veränderte sich mit dem Anwerbestopp 1974 die demographische Zusammensetzung der türkischen Bevölkerung in der Bundesrepublik auf markante Weise. Hatten in den 1960er Jahren noch allein eingereiste, erwerbstätige und zu großen Teilen männliche Türken das Bild bestimmt, so bedeutete der mit dem Anwerbestopp verstärkt einsetzende Familiennachzug, dass sich die Struktur der türkischen Wohnbevölkerung von Alleinstehenden, die oftmals in Wohnheimen lebten, hin zu Familien mit eigenen Haushalten verschob. Ist dieser Prozess tendenziell bei allen ausländischen ArbeitsmigrantInnen zu beobachten, so in forcierter Form bei den türkischen Staatsangehörigen, die im Gegensatz etwa zu den italienischen „GastarbeiterInnen“ keine Freizügigkeit genossen und daher den Weg des Familiennachzugs umfassender und nachhaltiger nutzten. Familien nun wiesen andere Konsummuster als Alleinstehende auf und ließen die Nachfrage nach türkischen Produkten ansteigen.

Wie die übrigen ausländischen MigrantInnen vermissen auch die türkischen „GastarbeiterInnen“ viele der ihnen vertrauten, aber auf dem deutschen Markt nicht erhältlichen Obst- und Gemüsearten, Käsesorten und Würzmittel. Bestimmte Produkte wie Oliven konnten sie, zumindest in den Großstädten, in den wenigen bereits vorhandenen griechischen, italienischen oder auch spanischen Lebensmittelgeschäften einkaufen:

Viele Nahrungsmittel, die fester Bestandteil unserer Küche sind, wie Auberginen, Zucchini, Schafskäse und Oliven, waren damals in Berlin nahezu unbekannt. Wir hatten Hochachtung vor jeder Olive. Es gab nur die mit einer Mandel oder Paprika gefüllten aus Spanien. Zu horrenden Preisen.

(Filiz Yüreklik, zit. nach Seidel-Pielen 1995: 88)

Hier tat sich für türkische Unternehmen vor allem der Lebensmittelbranche eine zunehmend lukrative Marktnische auf, die von MigrantInnen genutzt wurde, die eine berufliche Selbständigkeit in der Bundesrepublik anstrebten.

Die meisten Betriebe des Lebensmittelhandels und der Gastronomie siedelten sich direkt an den Orten mit der höchsten Nachfrage an, also in Städten bzw. Stadtvierteln mit einem hohen Prozentsatz an türkischen BewohnerInnen. Die regionale Konzentration türkischer Gewerbeaktivitäten entsprach daher – und entspricht noch heute – derjenigen der türkischen Wohnbevölkerung in Deutschland (vgl. Naegele et al. 2005: 55). So

lassen sich regionale Schwerpunkte vor allem in Köln und Frankfurt am Main ausmachen, allen voran aber in Berlin, das unangefochten den Hauptstandort der türkischen Gastronomie in Deutschland darstellt (vgl. Floeting/Reimann/Schuleri-Hartje 2005: 6).

Ausländerrechtliche Hindernisse bei der Unternehmensgründung

Im Vergleich zum Handwerk, dessen selbständige Ausübung Befähigungsnachweise und Meisterbriefe erfordert, ist die Markteintrittsschwelle im Gaststättengewerbe verhältnismäßig niedrig. Aus diesem Grund entschieden sich Personen ohne besondere Fachkenntnisse oftmals für die Gastronomie, wenn sie sich selbständig machen wollten. Auch die zumindest im Falle eines Imbisses relativ niedrigen Investitionskosten legten eine Unternehmungsgründung gerade in dieser Branche nahe. Ein Hindernis jedoch stellten die ausländerrechtlichen Rahmenbedingungen und die wirtschaftspolitischen Vorgaben der Bundesregierung dar, welche die Selbständigkeit von AusländerInnen in der Bundesrepublik massiv beschränkten.

Anders als in Großbritannien oder den USA, wo sich die Startbedingungen für in- und ausländische Gewerbetreibende in rechtlicher Hinsicht kaum unterscheiden, nahm und nimmt in der Bundesrepublik der Staat bzw. die Ausländerbehörde massiven Einfluss auf die selbständige Erwerbstätigkeit von Nicht-Deutschen. Daher ist die Geschichte der migrantischen Ökonomie hierzulande eine vollkommen andere (vgl. Schmidt 2000: 339). Denn die wirtschaftspolitische Maxime der Bundesrepublik lautete, dass „ausländische Arbeitskräfte entsprechend dem ursprünglichen Zweck ihrer Einreise als unselbständige Arbeitskräfte in der deutschen Wirtschaft eingegliedert“ bleiben sollten (Landesarchiv Berlin (LAB) B Rep. 020, Nr. 2233) anstatt sich selbständig zu machen – und damit indirekt womöglich ihre Bleibeabsicht zu bekunden.

Denjenigen AusländerInnen, die als sog. GastarbeiterInnen in die Bundesrepublik kamen, wurde in der Regel nur eine befristete Aufenthaltserlaubnis erteilt, die eine selbständige Erwerbstätigkeit explizit ausschloss. Den entsprechenden Vermerk in ihren Papieren mussten Nicht-Deutsche löschen lassen, wenn sie einen Betrieb gründen wollten. Die Löschung oblag der Ausländerbehörde, die in dieser Hinsicht über einen weiten Ermessensspielraum verfügte. In ihre Entscheidungsfindung bezog sie die Meinung des zuständigen Gewerbeamtes ein, das wiederum mit der Industrie- und

Handelskammer sowie mit den Organisationen des Hotel- und Gaststättengewerbes zusammenarbeitete. Wenn diese Institutionen ein lokales Bedürfnis oder aber übergeordnete wirtschaftliche Interessen für ein neues Lokal anerkannten, konnte den ausländischen AntragstellerInnen die Erlaubnis erteilt werden, eine Gaststätte selbständig zu betreiben. Diese sog. Bedürfnisprüfung stellte ein wirtschaftspolitisches Steuerungsinstrument dar, mit dem seit den späten 1950er Jahren allein noch die Gewerbeaktivitäten von Nicht-Deutschen reguliert wurden.

Beispielsweise erhielt ein türkischer Staatsangehöriger, der 1968 eine „Balkangaststätte“ in der Prinzenstraße in Berlin für 22.000 DM erwerben und diese in ein türkisches Restaurant umwandeln wollte, keine Genehmigung. Argumentiert wurde, dass die Investitionssumme zu gering wäre, um ein übergeordnetes wirtschaftliches Interesse attestieren zu können, und ein lokales Bedürfnis wegen Übersetzung, d.h. ‚Überfüllung‘ im Berliner Gaststättengewerbe, nicht vorläge (LAB B Rep. 020, Nr. 2233). Mehr Erfolg hatte fünf Jahre später ein 40-jähriger Türke, der sich bereits 13 Jahre in der Bundesrepublik aufhielt, seit neun Jahren mit einer Deutschen verheiratet war und nun im Wedding ein „Restaurant für türkische Spezialitäten“ errichten wollte. Aufgrund der Größe der Gaststätte – sie sollte etwa 70 Gästen Platz bieten – und dem Eindruck, den die Betriebsbesichtigung hinterlassen hatte („ein gut eingerichtetes Objekt“), wurde das Restaurant als „Bereicherung“ für die gastronomische Branche im Wedding gewertet und folglich ein übergeordnetes wirtschaftliches Interesse anerkannt (LAB B Rep. 010, Nr. 1896/1).

Eine viel genutzte Möglichkeit, die Bedürfnisprüfung zu umgehen, bestand darin, keine kommerzielle Gaststätte anzumelden, sondern ein Lokal in Form eines gemeinnützigen Vereins zu führen. Diesen Ausweg wählten insbesondere türkische Caféhaus-BetreiberInnen, also solche GastronomInnen, die sich fast ausschließlich an eine türkische Klientel richteten und ihr Lokal als Begegnungsstätte für ihre Landsleute konzipierten. Eine andere Möglichkeit, als AusländerIn trotz des Sperrvermerks in den Aufenthaltspapieren eine Gaststätte zu eröffnen, stellte das Engagement sog. Strohmannen dar, die dem Gewerbeamt gegenüber als offizielle BetreiberInnen des Lokals auftraten und für diesen Dienst meist am monatlichen Umsatz beteiligt wurden. Konnten dank der Strohmannen zahlreiche MigrantInnen gastronomisch – wenn auch illegal – tätig werden, so bildeten die mit diesem Arrangement verbundenen

Zahlungen gerade in der Anfangszeit der Betriebsgründung oftmals eine nur schwer zu verkraftende zusätzliche Belastung. Dasselbe galt für den ebenfalls häufig gewählten Weg, eine fiktive GmbH ins Leben zu rufen, deren GeschäftsführerInnen die deutsche Staatsangehörigkeit (oder diejenige eines anderen EG-Landes) besaßen. Für eine solche GmbH mussten häufig hohe Schutzgelder gezahlt werden, welche die Rentabilität der Unternehmen gefährdeten (Blaschke 1987: 37 u. 35). Trotzdem etablierte sich auf diese Weise vielerorts an den Behörden vorbei eine engmaschige, wenn auch stark fluktuierende türkische Infrastruktur an den Behörden vorbei.

Sukzessionsprozesse in der städtischen Ökonomie

Seitens der deutschen Bevölkerung wurde die Entstehung einer türkischen Ökonomie genau beobachtet und in den Medien vielfach als Prozess der Ersetzung deutscher durch türkische Betriebe beschrieben. Nicht selten wurde dieser Wandel des Stadtbildes und seiner Gewerbestruktur mit Ressentiment betrachtet, wie es Aras Ören in seinem Gedicht „Was will Niyazi in der Naunynstraße“ skizziert hat:

Als sie auf der Straße vorbeigeht, / guckt Frau Meyer mal so hinein: / Wo es fünf Türken gibt, / da gibts einen Kramladen. / Sollen sie doch nach Hause gehen / und da ihre Läden aufmachen. / Unsere schließen, / und die machen auf. (Ören 1974: 57)

Auch in einem Spiegel-Artikel aus dem Jahre 1973 wird die Übernahme ehemals deutscher Lokale durch türkische GastronomInnen letztlich als eine Verlustgeschichte erzählt:

Die Kneipe am Kottbusser Tor war mal echt Kreuzberg, Ecklage, Berliner Kindl, Buletten, Sparverein im Hinterzimmer. Heute rotiert am Buffet der Hammelspieß senkrecht, der Kaffee ist süß und dickflüssig, aus der Musikbox leiert orientalischer Singsang [...]. Berlinisch ist da nur noch der Strohhalm, den sich der türkische Inhaber aus gewerberechtlichen Gründen hält.

Als Symbol für die durcheinander geratene Welt fungiert hier der ‚verkehrt herum‘, nämlich senkrecht statt waagrecht rotierende Spieß. Er sollte zum Wahrzeichen nicht nur der durch die Nachkriegsmigration bewirkten Veränderungen in Kreuzberg (und anderen deutschen Stadtvierteln), sondern auch zum Inbegriff

der türkischen Gastronomie in der Bundesrepublik werden.

Das Erfolgsprodukt Dönerkebab

Während beim Essen im Restaurant noch immer die italienische Küche in der Beliebtheitskala der Deutschen ganz vorne liegt (Wachter 2003: 20), ist der Dönerkebab gegen Ende der 1980er Jahre zum erfolgreichsten Fast Food hierzulande avanciert. Wie eingangs erwähnt, zählten Kebab-Gerichte bereits zum Angebot der ersten türkischen Gaststätten in der Bundesrepublik. So bekam man im Frankfurter Restaurant „Bosporus am Main“ schon 1960 „spießfrisch“ vom Fleischkegel abgeschnittene Streifen auf einem „mit Pilaf und Tomaten vorbereiteten Teller“ serviert. Der türkische Besitzer des Restaurants hatte sowohl den notwendigen „Vertikalbräter“ wie auch den „Meisterkoch“ für die Zubereitung aus der Türkei kommen lassen. Die „türkische Spießbratenschau mitten unter den Gästen“ stellte damals eine „kulinarische Attraktion“ dar (Döner-Kebab 1960).

Der Siegeszug des Dönerkebabs in der Bundesrepublik wurde jedoch nicht durch die Restaurantgastronomie eingeleitet, sondern erst zu dem Zeitpunkt, als türkische Imbisse in Berlin in den frühen 1970er Jahren begannen, das vom Bratenkegel abgeschnittene Fleisch nicht mehr mit Reis und Gemüse auf einem Teller, sondern in einer Teigtasche und damit (auch) zum Mitnehmen anzubieten. Von Berlin aus verbreitete sich der Dönerkebab dann in der restlichen Bundesrepublik, und zwar zunächst in Städten mit einem hohen migrantischen Bevölkerungsanteil. Anfang der 1980er Jahre war er dann in den meisten Universitätsstädten erhältlich, bevor er 1990 in Ostdeutschland und schließlich auch in der westdeutschen Provinz einen (neuerlichen) Boom erlebte (Seidel-Pielen 1996: 164f.). Mittlerweile hat sich in der Bundesrepublik eine umfangreiche Döner-Industrie etabliert, die europaweit agiert und Dönerkebab als deutsch-türkisches Produkt vermarktet.

Ursprungsgeschichten

Uneinigkeit herrscht bis heute darüber, welcher Imbissbetreiber als erster auf die Idee kam, Dönerkebab als Fast Food zu verkaufen. In der Frankfurter Rundschau war 2001, zum 30. Geburtstag des Dönerkebabs, Folgendes zu lesen:

Mehmet Aygün war 16 Jahre alt, als er 1971 beim Aushelfen im Restaurant seines Onkels am Kottbusser Damm in Berlin auf die geniale Idee kam [...], das türkische Tellergericht namens

Döner Kebab ins Brot zu klemmen und für Zwölfzich zu verkaufen. (Kunath 2001)

Eberhard Seidel-Pielen nennt in seiner Studie *Aufgespießt. Wie der Döner über die Deutschen* kam gleich mehrere Imbisse, die für sich beanspruchen, den Döner im Fladenbrot erfunden zu haben (Seidel-Pielen 1996: 41 u. 43).

An Ursprungsgeschichten mangelt es also nicht. Fest steht, dass der große Erfolg des Dönerkebabs in Deutschland Rückwirkungen auch auf die Türkei hatte, wo insbesondere in den touristischen Regionen mittlerweile zahlreiche Döner-Imbisse zu finden sind. In den Großstädten wie Istanbul hatte sich aber bereits in den 1970er Jahren eine Begeisterung für das Döner-Sandwich entwickelt. Inwiefern es sich hier um einen (Rück-)Transfer von der BRD in die Türkei handelte oder ob in der Türkei zeitgleich oder sogar früher *döner kebab* auch als Fast Food zum Mitnehmen entwickelt wurde, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. In jedem Falle gibt es auch in Istanbul einige Imbiss- bzw. *Büfe*-Betreiber, die für sich in Anspruch nehmen, bereits in den späten 1960er Jahren *döner kebab* als *take-away*-Gericht auf der Straße verkauft zu haben (Seidel-Pielen 1996: 38). Zu bedenken ist hierbei, dass sich kulinarische Innovationen fast immer als kollektive Prozesse vollziehen; auch deshalb scheint mir eine Perspektive sinnvoller, die Austauschvorgängen nachgeht anstatt nach vermeintlichen Ursprüngen zu suchen.

Ein hybrides Produkt

Gerade im Falle kulinarischer Neuerungen sind transnationale Vernetzungen oft von großer Bedeutung; neue Speisen lassen sich oft nicht eindeutig einer bestimmten (nationalen) Esskultur zurechnen. Dies gilt in besonderem Maße für den Dönerkebab und lässt sich u.a. daran ablesen, dass eine ehemals türkische Fleischspezialität für den schnellen Verzehr umgestaltet und zudem mit einer großen Auswahl an Soßen versehen wurde – in Reaktion auf deutsche Geschmackspräferenzen.

Am Beispiel der (scharfen) Soße, die zu einem integralen Bestandteil des Dönerkebabs in Deutschland geworden ist, lässt sich der durch und durch hybride Charakter des Produkts verdeutlichen. Dieser schlägt sich unter anderem darin nieder, dass der Zusatz „mit scharfer Soße“ bei der Bestellung häufig auch von KundInnen, die ihr Gericht ansonsten in türkischer Sprache

ordern, auf Deutsch formuliert wird, existiert doch im Türkischen kein Ausdruck für „mit (scharfer) Soße“. Vice versa ist die Bezeichnung ‚Dönerkebab‘ kaum verändert in den deutschen Wortschatz eingegangen. „Die Deutschen lernen auf diese Weise Türkisch, und die Türken lernen Deutsch“, so die optimistische Deutung des Döner-Herstellers Mehmet Özkan („Man muß das Fleisch noch schmecken können“ 2004).

McDonaldisierung und Orientalisierung?

Ayşe Çağlar hat herausgearbeitet, dass der Dönerkebab anfangs noch als ‚fremdländisches‘ Imbissgericht in Lokalen vermarktet wurde, die ihrer Dekoration folkloristische Elemente beifügten, um auf diese Weise nicht nur türkische MigrantInnen anzusprechen, sondern auch den Exotismus deutscher Gäste zu bedienen. In den 1990er Jahren habe dann aber eine deutliche Transformation des Döner-Imbisses stattgefunden. Über eine ‚McDonaldisierung‘ des Interieurs und des Namens versuchten viele ImbissbetreiberInnen, vor allem der sog. zweiten und dritten Generation, an der US-amerikanisch geprägten globalen Fast-Food-Kultur zu partizipieren und auf diese Weise auch ihren eigenen Ort innerhalb der Bundesrepublik neu zu bestimmen (vgl. Çağlar 1995). Damit eigneten sie sich auch den städtischen Raum neu an und ließen sich nicht auf eine Existenz innerhalb der sog. „ethnischen“ Enklaven festschreiben.

Schwieriger jedoch gestaltet sich nach wie vor der Aufstieg der türkischen Küche in das hochpreisige Restaurantsegment. Während es die italienische Gastronomie in der Bundesrepublik frühzeitig geschafft hat, sich als Restaurantküche zu etablieren, wird die türkische Küche noch immer vornehmlich mit schnellen Imbissgerichten assoziiert, allen voran dem Dönerkebab, und nimmt innerhalb der kulinarischen Hierarchie ausländischer Küchen einen eher untergeordneten Platz ein. Das Ansehen einer Küche hängt dabei immer auch vom sozialen Status ab, der ihren RepräsentantInnen zugesprochen wird (vgl. Barlösius 1997). In Istanbuler Restaurants feiert derzeit die Bezugnahme auf die sog. osmanische Palastküche Erfolge und bewirkt eine (Re-)Orientalisierung der türkischen Küche, wobei gleichzeitig das ‚Kosmopolitische‘ als (nationales) Charakteristikum dieser Esstradition vermarktet wird (vgl. Karaosmanlı 2007 u. 2009). Eine solche Entwicklung ist in der Bundesrepublik erst in Ansätzen erkennbar. Quantitativ dominieren hierzulande weiterhin einfache Imbisslokale, deren Aushängeschild noch immer der Dönerkebab ist.

Fazit

Die Geschichte der türkischen Gastronomie in der Bundesrepublik ist eng an die entsprechenden Migrationsbewegungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gekoppelt. Vor allem seit den 1970er Jahren wählten – nicht zuletzt aufgrund der schwierigen Arbeitsmarktsituation – immer mehr TürInnen den Weg in die Selbstständigkeit und entschieden sich oftmals für eine Unternehmensgründung im Lebensmitteleinzelhandel oder in der Gastronomie. Trotz der hierzulande restriktiven Gewerbepolitik gegenüber AusländerInnen konnten sich diese Betriebe am Markt etablieren, wenn auch unter vielfach und bis heute prekären Bedingungen.

Literatur

- Aygün, Tanju: Deutschtürkisches Konsumentenverhalten. Eine empirische Untersuchung zur Einkaufsstättenwahl im Lebensmitteleinzelhandel, Köln 2005.
- Barlösius, Eva: Nahrung als Kommunikationsmittel. Über die kulinarische Hierarchie als Abbild zwischenstaatlicher Machtdifferentiale. In: Hans-Peter Waldhoff (Hg.): Brücken zwischen Zivilisationen. Zur Zivilisierung ethnisch-kultureller Differenzen und Machtungleichheiten: Das türkisch-deutsche Beispiel (Zwischen Welten; 1), Frankfurt a.M. 1997, S. 137-151.
- Blaschke, Jochen: Herkunft und Geschäftsaufnahme türkischer Kleingewerbetreibender in Berlin (Reihe Forschungsmaterialien Migration; M 3), Berlin 1987.
- Çağlar, Ayşe: McDoner. Doner Kebab and the Social Positioning Struggle of German Turks. In: Janeen Arnold Costa/Gary J. Bamossy (Hg.): Marketing in a Multicultural World. Ethnicity, Nationalism, and Cultural Identity, Thousand Oaks/London/New Delhi 1995, S. 209-230.
- Çağlar, Ayşe: Jenseits des Ghettos. Kreolisierung, Identität und räumliche Repräsentation der Deutsch-Türken in Berlin. In: Renate Amann/Barbara von Neumann-Cosel (Hg.): Berlin. Eine Stadt im Zeichen der Migration, Darmstadt 1997, S. 110-113: 111.
- Döner Kebab. Türkischer Spießbraten am Holzkohlefeuer. In: Neue gastronomische Zeitschrift 13/15 (1960), S. 26-28.
- European Summer University 2008: Food Exchanges in History. People, Products, and Ideas, Tours, 31.8.-7.9.2008, organisiert von der François Rabelais Universität in Tours und dem European Institute for the History and Culture of Food, URL: http://www.iehca.eu/new_docs/presentation_UK_08.pdf (5.12.2008).
- Fehér, Julius (Hg.): Die internationale Küche für Gemüse und Früchte des In- und Auslandes, Berlin [ca. 1910].
- Floeting, Holger/Bettina Reimann/Ulla Schuleri-Hartje: Von „Tante Emma“ zu „Onkel Ali“ – Entwicklung der Migrantenökonomie in den Stadtquartieren deutscher Großstädte. In: Aktuelle Information des Deutschen Instituts für Urbanistik, April 2005, S. 1-19.
- Gitmez, Ali/Czarina Wilpert: A Micro-society or an Ethnic Community? Social Organization and Ethnicity Amongst Turkish Migrants in Berlin. In: John Rex/Daniele Joly (Hg.): Immigrant Associations in Europe, Aldershot/Brookfield 1987, S. 86-125.
- Glaser, Paul: Ein bisschen Harem, ein bisschen Schultheiß. In: Irene Lusk/Christiane Zieseke (Hg.): Stadtfront. Berlin West Berlin, Berlin 1982, S. 149-150.
- Iyidirli, Ahmet: Vom Gastarbeiter zum Unternehmer. Türkische Selbständige in Deutschland. In: Dialog der Kulturen 2 (1995), S. 7-9.
- Karaosmanölu, Defne: Eating the Past. Multiple Spaces, Multiple Times: Performing „Ottomanness“ in Istanbul. In: International Journal of Cultural Studies 12/4 (2009), S. 339-358.
- Karaosmanölu, Defne: Surviving the Global Market. Turkish Cuisine „Under Construction“. In: Food, Culture, and Society 10/3 (2007), S. 425-448.
- Kunath, Wolfgang: Dreißig Jahre Döner-Drehen. In: Frankfurter Rundschau v. 24.2.2001.
- „Man muß das Fleisch noch schmecken können“. Döner-Hersteller Mehmet Özkan über den Siegeszug des türkischen Fast food – und die beste Methode, es zu essen. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung v. 14.11.2004.
- Naegele, Gerhard et al.: Auf der Suche nach neuen Märkten. Demografischer Wandel im Ruhrgebiet, hg. v. Projekt Ruhr, Essen, Juni 2005.
- Ören, Aras: Was will Niyazi in der Naunynstraße. Ein Poem, Berlin 1974.
- Schmidt, Dorothea: Unternehmertum und Ethnizität – ein seltsames Paar. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 30/3 (2000), S. 335-362.
- Seidel-Pielen, Eberhard: Aufgespießt. Wie der Döner über die Deutschen kam, Hamburg 1996.
- Seidel-Pielen, Eberhard: Unsere Türken. Annäherungen an ein gespaltenes Verhältnis, Berlin 1995.
- Tolksdorf, Ulrich: Ethnische und regionale Determinanten im Ernährungsverhalten. In: Wolfgang Kappus et al. (Hg.): Möglichkeiten und Grenzen der Veränderung des Ernährungsverhaltens, 3. wissenschaftliche Arbeitstagung der AGEV, Göttingen 1981, S. 14-21.
- Die Türken kommen – rette sich, wer kann. In: Der Spiegel v. 3.9.1973, S. 24-34.
- Wachter, Richard: Bella Italia. In: Hessische Gastronomie. Fachmagazin für die Hotellerie und Gastronomie 12 (2003), S. 18-22.

Zentrum für Türkeistudien: Der türkische Lebensmittelmarkt in Europa. Die wirtschaftliche Dimension des türkischen Lebensmittelmarktes am Beispiel Deutschlands. In: Die Brücke 19/2 (2000), S. 49-52.

Dr. Maren Möhring ist Historikerin und hat sich 2010 mit einer Studie über die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik habilitiert. Derzeit vertritt sie den Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität zu Köln.

Kadriye Acar Türkische UnternehmensgründerInnen in Deutschland

„Fange wie ein Türke an, führe wie ein Engländer aus und beende wie ein Deutscher.“

Dieses geflügelte türkische Sprichwort wird gerne denen mit auf den Weg gegeben, die sich eine neue Existenz aufbauen möchten. Viele türkeistämmige Neu-UnternehmerInnen starten mit großem Elan und scheitern leider, weil sie, anders als viele Deutsche nicht planmäßig und Schritt für Schritt vorgehen. Ansonsten wäre die Zahl der türkeistämmigen Unternehmen noch höher, als sie heute schon ist. Aber es gibt dennoch viele unternehmerische Erfolgsgeschichten, und einige von ihnen werden in diesem Beitrag erzählt.

Kemal Öner blickt mit seinen 72 Jahren auf ein politisch und gesellschaftlich sehr aktives Leben zurück. So gründete er in Hagen den Bund der türkischen Demokraten und gehört zum Gründungsmitglied der ersten Moschee in Hagen-Haspe. Zudem verdanken die HagenerInnen ihm und seiner Frau Ismet den ersten türkischen Supermarkt - eröffnet in den 1970er Jahren.

Recep Keskin ist einer der erfolgreichsten türkeistämmigen Unternehmer in Deutschland. Als er mit 17 Jahren über ein Stipendium für die Hotelfachschule nach Deutschland kam, mussten seine Eltern eine Vollmacht ausstellen, damit der Minderjährige überhaupt alleine ins Ausland reisen durfte. Noch heute kann er perfekt einen Fisch filetieren und das Silberbesteck so putzen, dass man sich darin spiegeln kann. Mit 10 Jahren verließ er sein 150-Seelen Dorf Dervisli um in der nächsten Kreisstadt aufs Gymnasium zu gehen. Der 62jährige sagt, dass ihm schon als Kind klar war, dass er etwas Eigenes aufbauen musste – wollte er nicht wieder zurück ins Dorf und als Schafshirte enden.

Ali Güngörmüs hat es nicht nur bildlich vom Tellerwäscher zum Spitzenkoch geschafft. Der 35jährige Koch hat einen Michelin-Stern, 16 Punkte im "Gault Millaut", ist ein gefragter Gast in Fernsehshows und Aufsteiger in der Edel-Kochszene. 1986, mit 10 Jahren, folgte er mit seiner Mutter und seinen fünf Geschwistern und dem Vater von Tunceli in Ost-Anatolien nach München, wo letzterer bereits seit 1964 mit der ältesten Schwester lebte. Der Hauptschüler, der von sich selbst sagt, dass er nie

Ambitionen auf die Realschule oder das Gymnasium hatte, entdeckte sehr früh seine Leidenschaft fürs Kochen und fing mit 14 Jahren eine Ausbildung an. Die Eltern, die heute zwischen Tunceli in Ost-Anatolien und München pendeln, sind stolz auf ihren Sohn, der nicht nur die Talkmasterin Hülya Avsar getroffen hat, sondern auch den türkischen Ministerpräsidenten Recep Tayyip Erdogan.

Die Anfänge

1971, während des Militärputsches in der Türkei, kam der Staatsbeamte Kemal Öner von Ankara nach Hagen. Ein Jahr später holte er seine Frau Ismet nach. Die beiden Kinder Olcay und Özgür blieben bei den Verwandten zurück. Wie die meisten „Fremdarbeiter“ - so wurden die „Gastarbeiter“ zunächst genannt - wollte auch er nur ein paar Jahre bleiben und dann zurückkehren.

„Der Anfang war sehr schwer“, sagt Ismet Öner. Sie, die in Ankara gewohnt war von einem Chauffeur kutschiert zu werden, wurde plötzlich zur Ausländerin, auf die man herabschaute. Für die junge Frau war dies eine ungewohnte Situation, mit der sie zunächst nur schlecht zurechtkam. Ihr Mann hatte seine Arbeit als Kontrolleur bei der Firma Intertractor GmbH in Gevelsberg, sie hatten ihn „angeworben“. Ismet Öner jedoch kam im Zuge des Familiennachzuges und nicht im Rahmen des Anwerbeabkommens. Das bedeutete, dass es für sie schwieriger war, einen Arbeitsplatz zu finden. Sie durfte nur dort arbeiten, wo man den Arbeitsplatz nicht mit einer/m geeigneten deutschen oder EU-BewerberIn besetzen konnte. Ismet Öner blieb nichts anderes übrig, als sich selbständig zu machen – wollte sie nicht *„ganz dreckige Arbeit machen“*, wie sie sagt oder *„zu Hause Trübsal blasen.“*

Wie viele andere TürkInnen nach ihnen machte das Ehepaar Öner aus der Not eine Tugend: Ismet Öner und ein Freund ihres Mannes eröffneten den ersten türkischen Supermarkt in Hagen.

Ich lernte jeden Tag ein paar deutsche Wörter“, sagt die heute 68jährige. „Wir hatten ja nicht nur türkische Kunden, bzw. zu der Zeit

hatten wir mehr deutsche als türkische Kunden. Da musste ich schon etwas Deutsch können. Ich würde sogar sagen, dass ich damals besser Deutsch konnte als heute.

Die erste Geschäftseröffnung scheiterte relativ schnell, weil sie ihrer Zeit voraus waren. Anfang der 1970er Jahre kamen fast ausschließlich Männer ohne ihre Familien nach Deutschland. Und sie waren es nicht gewohnt zu kochen. *„Das war ein Denkfehler“*, sagt das Ehepaar Öner heute.

Wir haben gedacht, dass wir Erfolg haben würden mit unserem Geschäft, weil die Leute, ebenso wie wir, das einheimische Essen vermissten. Aber wir haben täglich Kisten von Gemüse weggeworfen, weil die türkischen Männer nicht wussten, wie sie kochen sollten und die deutschen kannten das türkische Gemüse, zum Beispiel Auberginen oder Okraschoten, gar nicht“.

Die Familie kommt nach

1974 holt das Ehepaar die Kinder nach Deutschland. Zu groß war der Schmerz, von ihnen getrennt zu sein. *„Es zerreißt uns noch heute das Herz“*, sagen die Eheleute Öner, *„wenn wir daran denken, dass wir unsere Kinder alleine in der Türkei gelassen haben“*. Kemal Öner guckt zu Boden als die Erinnerung hochkommt, wie sein Sohn ihn am Bein festhielt, weil die Kinder ihren Urlaub in Deutschland beendet hatten und wieder in die Türkei zurückfahren mussten. *„So etwas vergisst man bis an sein Lebensende nicht“*, sagt der Rentner.

Auch das Geschwisterpaar erinnert sich, wie schwierig es für sie war, alleine in der Türkei zurückgelassen worden zu sein. Die 44jährige Olcay, die heute selbst zwei Kinder hat, sagt, dass sie ihren Kindern niemals die Erfahrung der migrationsbedingten Trennung von den Eltern zumuten würde und auch nicht die Erfahrung der Migration ohne triftigen Grund:

Wenn ich auswandern müsste, würde ich die Kinder sofort mitnehmen. Niemals würde ich aus reiner Abenteuerlust irgendwohin auswandern. Wenn ich manchmal diese Auswanderersendungen im Fernsehen sehe, wo es den Leuten hier eigentlich gut geht und

sie nur um der Sonne willen irgendwohin auswandern und die Kinder mitnehmen. So etwas würde ich nicht tun, weil ich weiß, wie schwer es ist.

Özgür Öner lebt und arbeitet in Belgien. Der 43jährige leitet das Brüsseler Büro des Bundesverbandes deutscher Wohnungs- und Immobilienunternehmen. Zuvor hat er im Europäischen Parlament gearbeitet. Wie seine Schwester hat auch Özgür Öner eine Bilderbuchkarriere gemacht, die ihn rund um die Welt führt. Auch er hatte sich überlegt, ein eigenes Geschäft zu eröffnen. Aber auf keinen Fall etwas „typisch“ Türkisches. *„Das führt in eine Sackgasse“* sagt der Politikwissenschaftler. *„Sich nicht vereinnahmen zu lassen, das ist der Schlüssel zum Erfolg.“* Seine Biographie, so sagt der Doktor der Politikwissenschaft, hilft ihm dabei, Einschluss- und Ausschlussmechanismen sowie Gruppenbildungsprozesse schneller zu erkennen. Egal ob in einer Gesellschaft, in einem Staat oder einfach auf einer Fete. *„Man ist sensibler für solche Mechanismen, wenn man einen Migrationshintergrund hat und es am eigenen Leib erlebt hat.“*

Um ihren Kindern diese Karrieren zu ermöglichen, musste Ismet Öner auch ihre zweite Existenzgründung aufgeben. Nach dem Supermarkt eröffnete die junge Frau 1976 ein Reisebüro. Wieder mit einem klaren Konzept: was braucht der Markt, was kann ich liefern.

Anders als es in der Vorstellung der deutschen und auch der türkischen Bevölkerung heute erscheint, waren die ersten GastarbeiterInnen keine ungelernen ArbeiterInnen vom Land. Fast jede dritte angeworbene Arbeitskraft war FacharbeiterIn oder eine angelernte Arbeitskraft. Damit war der Anteil dieser Arbeitskräfte im Vergleich mit denen aus anderen Anwerbeländern deutlich am höchsten.

Vom Schafshirten zum Bauunternehmer

Wie Özgür Öner sieht sich auch Recep Keskin als Kosmopolit und dies nicht nur, weil er als Unternehmer ohnehin viel unterwegs ist. So begleitete er Angela Merkel und auch den Staatspräsidenten Christian Wulff in die Türkei. Die mehrfache Migration hat ihn, davon ist er überzeugt, zu einem der erfolgreichsten türkeistämmigen Unternehmer in Deutschland gemacht. Mit 10 Jahren ging er, als

Einzigster von fünf Geschwistern, aus dem 150 Seelen-Dorf Dervisli in Zentral-Anatolien in die nächst größere Kreisstadt Esme.

Mein Vater war ein weitsichtiger Mann. Er sagte zu mir: Das Land, das wir haben, reicht nicht für alle. Später, wenn sie alle heiraten, Familien gründen, muss das Land nicht fünf sondern 20 bis 30 Menschen ernähren. Daher müssen mindestens 1 oder 2 Kinder aus dem Dorf raus.

In Esme war Recep Keskin bei Verwandten untergebracht, und der Vater machte dem Sohn klar, dass ein schulisches Versagen nicht in Frage käme. Denn hätte er versagt, wäre das im Dorf ein Signal gewesen, dass es sich nicht lohnt die Kinder aufs Gymnasium zu schicken, „weil es Recep auch nicht geschafft hat, der ja zu den schlauesten gehört“.

Nach dem Gymnasium ging Recep Keskin zum Studieren nach Ankara auf die Hotelfachschule. Die Wahl war rein zufällig: „Es ging zunächst darum aus dem Dorf, dann aus der Kreisstadt rauszukommen. In der Hotelfachschule waren Plätze frei. Als Kind wollte ich auch lieber Anwalt, Arzt oder Pilot werden.“

Besuche von der Familie erhielt der Jugendliche kaum. Weder auf dem Gymnasium, noch auf der Hotelfachschule. Die Eltern wussten ihn gut versorgt, dass war mehr als viele andere im Dorf über die eigene Situation behaupten konnten.

Im Nachhinein kann ich sagen, dass das eine harte Zeit war, aber es gab kein Zurück und ich wollte auch nicht zurück. Ich wollte vorwärts, was erreichen. Im Dorf hatte ich schon Geld verdient, indem ich Schafe gehütet hatte. Aber mir war klar, dass es draußen eine Welt gab, wo ich keine Schafe hüten musste.

Auf der Hotelfachschule gab es einen deutschen Lehrer, der sich darum bemühte, dass die Besten der Jahrgangsklasse ein Stipendium für Deutschland bekamen. „Schon damals war mir klar“, so Recep Keskin, „dass *Mentoring auf dem Weg zur Selbständigkeit sehr wichtig ist. Ohne diesen Lehrer wäre ich nicht in Deutschland gelandet.*“ 1966, mit 17 Jahren, wurde Recep Keskin von der Hotelfach-

schule Ankara nach Karlsruhe zur zweijährigen Ausbildung im Hotel Steigenberger geschickt. Die Enttäuschung war zunächst sehr groß. „*Wir haben gedacht, dass uns alle mit offenen Armen empfangen würden. Dem war nicht so. Aber es war klar, will ich in diesem Land weiterkommen, muss ich die Sprache beherrschen.*“ Recep Keskin durchlief alle Bildungsinstanzen, von der Volkshochschule, über die Mittlere Reife, Abendschule, bis zum Studium. „*Ich habe gelernt*“, so der 62jährige Bauunternehmer, „*dass man als Ausländer viel härter arbeiten muss, um erfolgreich zu sein. Alleine schon aufgrund der Sprache. Wie soll man in einem Land erfolgreich sein, wenn man die Sprache nicht beherrscht?*“

Noch heute, nach 45 Jahren in Deutschland und mit einer deutschen Ehefrau und mehreren Ehrentiteln sowie einer Professur für Architektur- und Bauingenieurwesen an der Technischen Hochschule in Dessau, bedauert es Recep Keskin, dass er die deutsche Sprache nicht besser beherrscht. Es reichte aber aus, um die Kanzlerin 2010 beim Integrationsgipfel zu beraten und den Staatspräsidenten Christian Wulff in die Türkei zu begleiten.

In zwei Jahren will Recep Keskin sein Unternehmen, das Traditionsunternehmen „Betonfertigteile Mark GmbH“ in Gevelsberg, an seinen 27jährigen Sohn Timur übergeben. Das Unternehmen existiert seit 170 Jahren und gehörte früher dem alten Adelsgeschlecht der Schaumburg. Recep Keskin fing hier als Fachingenieur an, mit der Option, später Anteile an der Firma zu erwerben. 2002 übernahm er die Firma komplett und rettete sie vor dem Konkurs. Hundert Beschäftigte produzieren hier täglich 1200 bis 1300 Tonnen Fertigteile, die für Stadien, Brücken, Lärmschutzwände und Einkaufszentren gebraucht werden.

Als Recep Keskin in den 1980er Jahren in die Firma einstieg, hatte er schon daran gedacht sein eigenes Unternehmen zu gründen. Aber zu dieser Zeit standen türkische StaatsbürgerInnen, die in Deutschland ein Unternehmen gründen wollten, vor größeren Hürden. Sie durften bis Mitte der 1980er kein Unternehmen gründen. Deshalb wichen viele aus und suchten sich deutsche GeschäftspartnerInnen, die dann als GeschäftsführerInnen auftraten. Mit dem Wegfall dieser Hürde ist die Zahl der türkischstämmigen UnternehmerInnen stetig angestiegen.

Mittlerweile beträgt die Selbständigenquote bei dieser Gruppe 11 Prozent. Damit liegen die türkeistämmigen Neu-UnternehmerInnen im allgemeinen Durchschnitt.

Als Vorstandsvorsitzender von ATIAD, dem Verband der türkeistämmigen Unternehmer in Europa, stellt Recep Keskin fest, dass die zweite und dritte Generation eine höhere Qualifikation für die Unternehmensgründung mitbringt. Sie lässt sich nicht auf so genannte ethnische Nischen wie Döner-Buden festlegen. Das ist ein wichtiger Trend. Stattdessen sind diese UnternehmerInnen in allen Bereichen zu finden, von Computer bis Raumfahrt. Ein Vorteil dieser jungen UnternehmerInnen ist, dass sie ihren Standort auf dem deutschen Markt und somit auch in der EU haben und gleichzeitig sehr gute Kontakte in die Türkei besitzen.

Durch die Verbesserung der deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen ist in den letzten Jahren nicht nur die Zahl der Neu-UnternehmerInnen gestiegen. Auch viele türkische Unternehmen haben sich in Deutschland niedergelassen. So hat sich das Handelsvolumen der türkischen Firmen in Deutschland innerhalb der letzten 10 Jahre fast verdoppelt. ATIAD spricht von einem Handelsvolumen von 25 Milliarden Euro.

Die junge Generation übernimmt das Geschäft

Wie Özgür Öner hat auch Timur Keskin Verständnis für seinen Vater, den er selten zu Gesicht bekam. *„Er hat es für die Familie getan“* sagt er. *„Ihm verdanken wir unseren Wohlstand.“* Der gelernte Bankkaufmann wird das Unternehmen in rund zwei Jahren von seinem Vater übernehmen und eine neue Tradition aufbauen. Der 27jährige sieht der Verantwortung dem Unternehmen gegenüber gelassen entgegen. *„Wir leben im Hier und Jetzt. Ich weiß es ist ein geschichtsträchtiges Unternehmen, aber das ist für mich keine Belastung. Es geht darum im Jetzt das Unternehmen am Laufen zu halten. Zumal mein Vater ja immer mit Rat und Tat da sein wird.“*

Recep Keskin hat fünf Kinder, die alle studiert haben. Aber es war Timur, der in das Unternehmen eingestiegen ist und es als zukünftiger Geschäftsführer übernehmen wird. *„Ich habe mich schon immer fürs Baugewerbe und für den kaufmänni-*

schen Bereich interessiert. So haben mein Vater und ich darüber gesprochen, ob es eine Möglichkeit gibt, in die Firma einzusteigen.“ Das tägliche gemeinsame Arbeiten war zunächst gewöhnungsbedürftig, heute ist Recep Keskin stolz auf seinen Sohn, der täglich nicht unter 12 Stunden arbeitet. Das Bewusstsein, es für die eigene Firma zu tun und damit auch die Zukunft der eigenen Kinder zu gewährleisten, spornt Timur Keskin an, der in diesem Jahr geheiratet hat.

Recep Keskin und seine Frau Almut haben sich während des Studiums kennen gelernt. Die Kinder sind alle in Deutschland geboren und aufgewachsen. Timur Keskin besitzt sowohl die deutsche als auch die türkische Staatsbürgerschaft. *„Ich bin stolz Türke zu sein, ich bin allerdings auch durch und durch Deutscher.“* Ob sein türkischer Großvater weiß, dass er das Unternehmen in Deutschland weiterführen wird, weiß Timur Keskin nicht. Dass der Opa stolz auf den Vater ist, der es in der Fremde so weit gebracht hat, weiß er aber und ist sich sicher, dass der Großvater auch stolz darauf ist, wenn der Enkel das Unternehmen übernehmen wird:

Wir sind was. Obwohl wir aus so einem kleinen Dorf kommen. Man kann sagen, wir sind was, wir haben es geschafft. Man sagt ja, vom Tellerwäscher zum Millionär. Ob es zum Millionär gereicht hat, ist eine andere Frage. Aber mein Vater hat was geschaffen. Wir müssen nicht auf das Geld achten, können in die Kneipe gehen und ein Bierchen bestellen, ohne darüber nachzudenken, ob ich das mir das überhaupt leisten kann.

Hauptsache keine FabrikarbeiterInnen

Olçay Girona, die Tochter von Kemal und Ismet Öner, sieht ihre Kindheit nicht so gelassen wie Timur Keskin, der keine Ausgrenzung erfahren hat. Als ältere Schwester fühlte sie sich für den Bruder verantwortlich, da beide Elternteile zum Teil bis in den späten Abend gearbeitet haben. Sie berichtet weiter:

Die Beziehung zwischen meinem Bruder und mir ist hier (in Deutschland) sogar noch enger geworden. Wir waren sehr selbständig, haben aufeinander aufgepasst. Die Eltern

haben die Rollen aber auch gut verteilt. Ich hatte als die Ältere mehr Verantwortung, dafür musste ich auch den Kopf hinhalten bei manchen Dingen.

Auch Kemal und Ismet Öner sind stolz auf ihre Kinder. Stolz darauf, dass sie trotz der schwierigen Anfangsjahre erfolgreich ihr Studium abgeschlossen haben und nicht als HilfsarbeiterInnen in der Fabrik gelandet sind. 30 Prozent der MigrantInnen im Alter zwischen 20 und 30 Jahren besitzt keine Berufsausbildung.

Wenn Recep Keskin Schulen besucht oder in Unternehmen für die Ausbildungsplätze von türkeistämmigen Jugendlichen wirbt, stellt er fest, dass die dritte und vierte Generation, die mittlerweile hier heranwächst, nicht so ehrgeizig ist wie die zweite Generation.

Auch wenn jetzt 50 Jahre Anwerbeabkommen gefeiert wird, muss man leider sagen, dass die Eltern das Schulsystem noch immer nicht kennen. Die Eltern müssen miteinbezogen werden. Sie haben nur eine vage Vorstellung davon, dass aus dem Kind was Gutes werden soll. Dass sie dafür schon früh die Noten kontrollieren, zu den Elternsprechtagen gehen müssen, das ist ihnen fremd.

Einer dieser Jugendlichen, der ihm, dem Unternehmer, seinen Arbeitsplatz zu verdanken hat, ist Akin. Der Jugendliche aus Essen war „in schlechte Gesellschaft geraten“, wie seine Mutter sagt. Akin arbeitet nun bei einem Karosseriehersteller, sein Wunsch ist es sich selbständig zu machen. Womit, weiß der 20 jährige noch nicht.

In dem Alter wusste Ali Güngörmüs schon sehr genau, was er werden wollte: Koch. Sowohl er, als auch Recep Keskin und die Geschwister Öner, haben den Mut zum Risiko gehabt. Ali Güngörmüs, heute ein gefeierter Koch und Medienstar, erinnert sich gut an die Zeiten, als er anfang sich selbständig zu machen:

Schenken tut niemand heutzutage dem anderen was. Man muss sich das hart erkämpfen, erarbeiten. Ich kam als 27jähriger von München nach Hamburg. Das Restaurant

hier war geschlossen, die Vorgänger hatten es in die Pleite geführt. Keiner hat an mich geglaubt, nur ich glaubte an meinen Traum...

Güngörmüs hat Kredite aufgenommen, all sein Geld in das Restaurant „Le Canard Nouveau“ investiert und gewonnen. Aber der Preis, den er dafür bezahlen muss, ist, dass sein kleiner Sohn ihn kaum sieht. So wie er auch seinen Vater nie gesehen hat. Sein Vater kam 1965 als Kanalarbeiter von Tunceli nach München. Alle sieben Kinder sind heute erfolgreich in ihrem Beruf. Auf alle sind die Eltern stolz, und doch sagt der Vater: *„Es war finanziell nicht möglich die Kinder auf weiterführende Schulen zu schicken, das Geld reichte leider nicht aus. Aber alle Kinder, besonders Ali, haben einen besonderen Ehrgeiz entwickelt und es heute geschafft.“*

Risikobereitschaft, so Recep Keskin, zeichnet die türkeistämmigen Neu-UnternehmerInnen aus. Eine Eigenschaft, die bei den deutschen UnternehmensgründerInnen nicht so ausgeprägt sei. Dafür, so der Unternehmer, sind die Deutschen tatsächlich organisiert und gehen planmäßiger vor.

Kemal und Ismet Öner sind mittlerweile RentnerInnen, die zwischen der Türkei und Deutschland hin- und herpendeln. *„Unsere Heimat(en), auch wenn es im Deutschen keinen Plural für Heimat gibt.“* Kemal Öner ist in der Moschee-Gemeinde in Hagen aktiv und hat einen Verein ins Leben gerufen, in dem türkeistämmige Kinder Hausaufgabenbetreuung erhalten. *„Ich habe meine Kinder unterstützt und bin sehr stolz auf ihren Werdegang. Sowohl privat als auch beruflich. Das will ich auch anderen Kindern geben.“*

Einfach war es nicht, erst recht nicht für die erste Generation. Aber ohne die Migration nach Deutschland, so sind sich alle einig, wäre nicht nur Deutschland ärmer. Sie hätten alle ein anderes Leben, und vielleicht eines, das nicht so erfolgreich verlaufen wäre. Recep Keskin fasst das so zusammen:

Vielleicht wäre ich in der Türkei ein Schafshirte geblieben. Zwar der Chef der Hirten, aber eben ein Schafshirte. In Deutschland habe ich es durch Fleiß und Bildung zu etwas geschafft. Davon profitiert nicht nur Deutschland sondern auch mein anatoli-

sches Dorf. Die Bildung ist der Schlüssel zu allem.

Kadriye Acar arbeitet seit 1993 als freie Journalistin vor allem für öffentlich-rechtliche Sender (WDR, ZDF, ARTE). Ihre Schwerpunktthemen sind Türkei, Islam und Migration. Sie hat an der Uni Köln Germanistik, Islamwissenschaft und Politologie studiert.

Dogan Akhanli Mein Vater nannte mich "Ford"

In meinem Geburtsdorf auf der türkischen Seite der georgischen Grenze, hatte Mitte der 1960er Jahre jeder Mensch einen Spitznamen. Ich hatte mehrere: Meine Geschwister nannten mich „Pot“, die Dorfkin-der „Schmetterling“ („Pepela“ georgisch) oder „Eichhörnchen“ („Tatarzena“ polnisch) und für meinen Vater war ich nur „Ford.“ Sehr gerne hätte ich ihn gefragt, warum er mich „Ford“ nannte.

Vermutlich besuchte ich gerade die Dorfgrundschule, als die Auswanderung in die Fremde, *gurbet*, begann. Mein Vater war der erste und lange Zeit der einzige Lehrer im Dorf. Außer ihm lebte noch ein Erzieher in unserem Dorf, der während seines Militärdienstes Lesen, Schreiben und etwas Mathe gelernt hatte. Dieser war für die erste Klasse zuständig. Mein Vater unterrichtete vier Klassen in einem einzigen Klassenraum, eine Art Montessoripädagogik gemäß dem Motto „Hilf mir, es selbst zu tun“. Allerdings gab es unter den damaligen Bedingungen sowieso weder Platz noch Mittel für eine andere Pädagogik: Wir hatten lediglich ein Heft zum Schreiben, ein anderes für Mathe, einen Bleistift und einen Radiergummi dazu.

Gemäß der Staatsdoktrin sollte der Lehrer uns die fortgeschrittene, zivilisierte westliche Welt nahebringen. Und da Frankreich als Land der Hochkultur galt, sollte Französisch die schönste Sprache, Paris die schönste Stadt und Viktor Hugo der beste Schriftsteller sein. Rückblickend würde ich behaupten, dass es dem Lehrer immerhin gelang, uns den „Glöckner von Notre-Dame“, der Esmeralda zu Kirchenasyl verhalf, so berauschend wiederzugeben, dass ich als kleiner Junge bei Nacht den Eiffelturm vor Augen hatte und bei Tag Notre-Dame und die Seine, wie sie zwischen Häusern, Bäumen und Feldern dahinströmte.

Deutschland tauchte in den Erzählungen immer dann auf, wenn es um „Ehrlichkeit“, Fleiß“, „Zuverlässigkeit“ und „technischen Fortschritt“ ging.

„Einer von unseren Leuten“, sagte mein Vater einmal, als er uns beibringen wollte, was Ehrlichkeit bedeutete, „ging nach Deutschland, um Geld zu verdienen. Er fand sofort

Arbeit, weil die Deutschen dringend Arbeiter brauchten, und sollte, so instruierte ihn sein deutscher Vorarbeiter, in einem Raum, ganz ähnlich unserem Klassenraum, nur auf und ab gehen. Acht Stunden lang. Er durfte jede zweite Stunde fünfzehn Minuten Teepause machen und hatte außerdem mittags eine Stunde zum Essen. Er fand die Arbeit nicht schwer, ging im Zimmer auf und ab. Einen Tag später bemerkte er, dass er überhaupt nicht kontrolliert wurde. Am dritten Arbeitstag legte er sich einfach auf den Boden und schlief. Was er nicht wusste: unter dem Boden des Raumes war ein Sensor installiert, eine Arbeitsuhr, die genau dokumentierte, wann er ging und wann er Pause machte. Drei Tage später wurde ihm gekündigt. Kein Betrug also in der Schule und in der Zukunft!“ sagte mein Vater.

Meiner Erinnerung nach gingen vier Leute aus unserem Dorf nach Deutschland, eine Frau und drei Männer. Die Frau war meine Cousine, eine Grundschullehrerin, die immer noch als Lehrerin in Nordrhein-Westfalen tätig ist; ihr Mann ist Bauingenieur - eine Erfolgsgeschichte also. Ein anderer dieser „Almancılar“, wie man die Deutschländer bis heute auf Türkisch nennt, kehrte mit einem deutschen Ford zurück, einem dunkelroten Minibus. Bis dahin war das einzige Transportmittel des Dorfes ein hellblauer Lastwagen gewesen, ein Austin, den die Dorfbewohner „Jenseitspost“ nannten, weil er keine funktionierenden Bremsen hatte und drei Mal die Schlucht hinabstürzte. Der Ford hatte eine Bremse und wir brauchten nicht mehr zu zittern, aus Angst davor, den Abgrund hinunter zu stürzen.

Tränen im Gefängnis

Der türkische Staat hat mich ziemlich früh als gefährlich eingestuft, weil ich Mitte der 1970er Jahre im Alter von 18 Jahren an einem Kiosk eine linke Zeitung gekauft hatte. Der damaligen Anklageschrift zufolge sollte ich als Kopf einer linksextremen Gruppe den "Umsturz der verfassungsmäßigen Ordnung" angestrebt haben. Ich landete in Istanbul

im Knast von *Toptasi*, einem Stadtteil von Istanbul. Dieses Gefängnis war vor hundert Jahre ein *Kervansaray*, eine Art Gaststätte, später eine „Klasmühle“, noch später ein Tabaklager gewesen. Während des ersten Militärputsches gegen die konservative Regierung im Jahr 1960 hatte man den Ort dann in ein Gefängnis umgewandelt - eine Art Lager mit drei großen Räumen zu je 200 Gefangenen. Der Aufenthalt dort war eine Familientradition: Mein Großonkel mütterlicherseits, bis zum Putsch ein Abgeordneter der gestürzten Regierungspartei, verbrachte vier Jahre seines Lebens dort.

Während meiner Haftzeit lernte ich mehrere politische Gefangene kennen; 15 von ihnen, Studenten und Arbeiter, kamen aus Deutschland, und der Staatsanwaltschaft zufolge planten sie, einen Arbeiteraufstand in der Türkei zu organisieren und darüber hinaus die „verfassungsmäßige Ordnung“ umzustürzen. Schicksalsgenossen also. Gemessen an den damaligen Verhältnissen würde ich sie als sehr gebildete Menschen bezeichnen - sie sprachen fließend Deutsch, manche sogar Englisch oder Französisch. Und neben Marx, Engels und Lenin lasen sie auch Hegel und Kant. Teile dieser Gruppe kamen aus Köln und damals, im August 1973, erfuhr ich von einem Mitgefangenen, der einer der Anführer des Massenstreiks gewesen sein sollte, die Geschichte des so genannten „wilden Streiks“ der Türkischen Arbeiter bei Ford-Köln. Ich kann mich nicht mehr genau an seinen Namen erinnern, aber mein Gedächtnis hat seinen Namen entweder als Reha oder Baha gespeichert. Obwohl ich mich an seine Schilderung nicht mehr genau erinnern kann, muss sie spannend gewesen sein, weil der Erzähler, Reha oder Baha, selbst am Ende des Berichts seine Tränen nicht mehr unterdrücken konnte. Wenn die türkische Arbeiterklasse in Deutschland so einen Aufstand schaffte, dachte ich als 18jähriger, warum dann nicht hier in der Türkei?

Die Zeit ohne Ford

Ende 1991 verließ ich die Türkei und ging nach Köln. Ich gehörte zu der halben Million Menschen, die während der Militärzeit festgenommen, misshandelt und gefoltert worden waren. Ich war Zeuge der fünfzig gerichtlichen sowie der vielen außergerichtlichen Hinrichtungen und anderen Untaten der Putschisten gewesen. Nun war zwar die Epoche

des Militärs angeblich vorbei, jedoch hatten viele von uns Überlebenden, abgesehen von seelischen Verletzungen, auch körperliche Spuren der Gewalt davongetragen. Doch dies wurde offiziell beharrlich geleugnet, da das türkische Gesetz Folter verbietet. Diese Gleichgültigkeit gegenüber einer Vergangenheit, die immer noch höchst gegenwärtig war, führte uns in eine quälende Einsamkeit. Auch ich schwieg.

In dieser Zeit meines Schweigens begann ich, ohne Ideologie zu lernen und zu leben. Ich suchte nach Antworten und Erklärungen für die jüngsten Ereignisse und stieß dabei auf einige historische Wahrheiten über die Türkei - allen voran den Völkermord an den Armeniern. Hier half mir die Kenntnis der deutschen Geschichte und ihrer Aufarbeitung, die historische Gewalt und den Massenmord, der von meinem Herkunftsland begangen wurde, besser zu verstehen und damit umzugehen. Ich versuchte die Gewaltgeschichte beider Länder nicht nur als nationale Geschichte, sondern vielmehr als gemeinsame Beziehungsgeschichte zu erforschen und zu vermitteln. Ich fand beispielsweise heraus, dass einige deutsche Protagonisten des Genozids auch im Faschismus als Täter in Erscheinung traten.

Mein Interesse an der Arbeiterklasse als historisches Subjekt ging dabei immer weiter zurück. Der Klassenkampf der Arbeiter erschien mir fragwürdig, und gleichzeitig erfuhr ich, dass „Türk-Is“, die größte Gewerkschaft der Türkei, während der Militärzeit mit den Putschisten kollaboriert hatte. Überdies zeigten mir die Massenflucht und die Aufstände in den Ostblockländern, in denen angeblich die Arbeiterklasse an der Macht war, dass „drüben“ die Dinge definitiv falsch gelaufen waren. So gab es auch keinen Grund mehr, mich mit Ford zu beschäftigen. Einen Führerschein hatte ich nicht besessen und wollte auch keinen haben. Bis ich Peter Bach kennenlernte, hatte ich sogar vergessen, dass mein Spitzname „Ford“ war.

Die Ford Streiks

Peter Bach ist zehn Jahre älter als ich. Er wurde an demselben Tag in demselben Jahr wie mein verstorbener großer Bruder, Erdal *abi*, geboren. Als Peter und ich uns kennen lernten, war er gerade in den Ruhestand eingetreten. Während seiner langjährigen Berufstätigkeit hatte er auch als Schichtarbeiter bei Ford gearbeitet. Von Peter, der seit 30

Jahren in Köln-Mülheim wohnt, lernte ich die Geschichte dieses Stadtteils kennen, und entdeckte auch die Schönheit und Lebendigkeit der Keupstraße, deren Bewohner überwiegend türkische und kurdische Einwanderer sind, und die wahrscheinlich deshalb einen so schlechten Ruf hat.

Peter engagierte sich schon länger als Mitinitiator in der Geschichtswerkstatt Mülheim. Im Laufe der Zeit führten wir zusammen mehrere historisch-interkulturelle, auf die Versöhnung zwischen Einwanderern und Mehrheitsgesellschaft ausgerichtete Projekte durch. „Das Gedächtnis unserer Zukunft“ etwa bezog sich auf die gemeinsame deutsch-kurdisch-türkische Geschichte, und im Herbst 2007 nahm Peter mich mit zum Theaterstück „Fordlandia - eine Fließbandproduktion“, initiiert von Tom Kühnel und Jürgen Kuttner und aufgeführt in der Halle Kalk. Das Theaterstück des Kölner Schauspielhauses handelte von den „wilden Streiks“ bei Ford. Peter hatte mit dem Ensemble des Schauspielhauses eine Besichtigung bei Ford gemacht, und der Intendant und die ganze Truppe hatten diese Ereignisse künstlerisch verarbeitet.

Da mir der Titel des Theaterstücks nichts sagte, recherchierte ich vor der Aufführung und erfuhr, dass „Fordlandia“ heute eine Geisterstadt südlich von Santarém in Amazonien ist. In den 1920er Jahren hatte die Ford Motor Company dort ein riesiges Gelände im Urwald erworben, um eine Kautschukplantage zu errichten. Die Landschaft sei hügelig und unfruchtbar gewesen und keiner der Ford-Manager hätte die nötigen Kenntnisse in tropischer Landwirtschaft gehabt. Am Ende ging alles schief, es gab sogar einen Aufstand, der vom brasilianischen Militär niedergeschlagen wurde. Nach 1945 wurde die Stadt an Brasilien verkauft.

Das Theaterstück war unterhaltsam und informativ. Henry Ford wurde von einer Puppe, halb so groß wie ein Mensch, dargestellt. Diese Puppe wirkte so menschlich, dass ich nur mit Mühe dahinter die Puppenspielerin Suse Wächter wahrnahm. Außerdem war ich begeistert, dass mit Baki Davrak, der gerade durch die Hauptrolle als Germanistikprofessor in Fatih Akins international preisgekröntem Film „Auf der anderen Seite“ bekannt wurde, ein mir bekannter Deutschtürke zum Ensemble gehörte. Und nach dem Theaterabend wollte ich unbedingt

mehr über den „wilden Streik“ erfahren, mit dem die türkischen Arbeiter 1973 gegen die unzumutbaren Arbeitsbedingungen protestiert hatten.

„Es war am Freitag“, erzählte Peter, „mit Beginn der Spätschicht wurde gestreikt. Die Spätschicht, die im Werk geblieben war, hatte die Nachtschicht informiert und ging abends nach Hause. Die Nachtschicht verließ dann schon nach zwei Stunden das Werk. Am Montag, dem 27. August wurde mit Beginn der Frühschicht wieder gestreikt. Die Streiktage begannen jeweils mit einem riesigen Demonstrationzug Tausender von Menschen durch das gesamte Werksgelände. Bis zum Donnerstag war das Werk besetzt. Und am Donnerstagmittag wurde der Streik zerschlagen. Auch das war äußerst wild. Es war also wirklich ein ‚wilder‘ Streik - obwohl es natürlich, und das muss man auch sehen, in einem wilden Streik immer auch konstruktive, weniger wilde und viele sehr emotionale Momente gibt. Das zu den Bedingungen, unter denen der Streik stattfand.“

Obwohl ich das Wort „konstruktiv“ damals nicht verstand, fragte ich Peter nicht, was er tatsächlich meinte. Stattdessen wollte ich erfahren, woher er alles wusste. Er erklärte mir, dass es mit der weit ausstrahlenden politischen Atmosphäre im Ford-Werk zusammenhing. Ford habe zu der Zeit im Zentrum der Aufmerksamkeit aller politischen Gruppierungen der linken Szene gestanden. Auch er, Peter, sei im Mai 1973 durch die KPD/ML ins Werk gelangt. Vier Monate bevor der Streik ausbrach.

Diese KPD/ML war unsere Schwesterpartei (auf Türkisch: „Bruderpartei“) gewesen. Bevor die Generäle am 12. September 1980 putschten, hatte auch ich mich als „Bewusstseinträger“ der Arbeiterklasse gesehen. Vor und nach dem Putsch war es gefährlich, jung und Student zu sein. Deshalb war ich auf der Flucht, Überleben war ein Zufall und eine Kunst. Ich dachte, es müsse einen Ort geben, an dem man mich nie suchen würde und an dem ich gleichzeitig meine politische Verpflichtung erfüllen könnte. Ich entschied, mich als „Bewusstseinträger“ bei einem Energiekonzern einzuschleichen, fälschte alle für die Bewerbung benötigten Unterlagen und wurde tatsächlich eingestellt. Die Arbeiterklasse zu verteidigen war allerdings einfacher als selbst Arbeiter zu sein. Diese einfachen und auf ihren unmittelbaren

Lebensunterhalt fixierten Kollegen, die ideologisch gesehen doch meine „Genossen“ waren, hatten überhaupt keine Ähnlichkeit mit meinen damaligen politisierten und gebildeten Haftgenossen aus den Kölner Ford-Werken. Ich schaffte es nicht lange, meinen Idealismus mit den realen Arbeitsbedingungen in Einklang zu bringen.

Doch während ich mich in der Türkei wenigstens bemüht hatte, das „Proletariat“ kennen zu lernen, beschränkte sich in Deutschland meine Kenntnis der Gastarbeiter auf die Gerüchte in unserem Dorf. Wir Linken und Intellektuellen hatten und haben an unseren schuftenden Landsleuten wenig Interesse, blieben aufgrund unserer Traumatisierungen und ideologischen Prägungen stark auf das Herkunftsland ausgerichtet oder aber pflegten Umgang mit der deutschen alternativen und linken Szene. Peter hingegen, der alte Gewerkschaftler, kannte sich besser mit der Geschichte und Gegenwart der Gastarbeiter aus.

Kurz vor dem Streik, erzählte Peter weiter, war der Anwerbestopp ausgerufen worden. Bis dahin wollten die Einwanderer so schnell wie möglich Geld verdienen, um sich in der Türkei eine Existenz aufzubauen. Die Deutschländer aus meinem Dorf kehrten tatsächlich kurze Zeit später zurück: einer ohne alles, der Zweite mit einem Traktor, der Dritte, wie oben erwähnt, mit dem Ford-Minibus. Dies nannte Peter die „Taxifahrer-Perspektive“ und meinte, dass die Einwanderer in der Regel Geld für einen Ford-Granada zusammensparten, um damit in Istanbul oder Ankara als Taxifahrer zu arbeiten. Ich selbst weiß, dass viele Deutschländer in ein eigenes Haus oder auch in Betriebe in der Türkei investierten und dass sehr viele dieser Betriebe kaputt gegangen sind.

1973 nach dem Anwerbestopp, änderte sich diese „Taxifahrer-Perspektive“ oft dahingehend, dass man nicht nur eine Zeit in Deutschland arbeiten, sondern ganz bleiben wollte. So kamen die Familienangehörigen hierher, sagte Peter. In dieser Zeit seien viele seiner türkischen Kollegen aus den Übergangswohnungen in neue, bessere Wohnungen gezogen, und dieser Perspektivwechsel sei damals ein großes Thema unter ihnen gewesen. Dennoch blieb die Verbindung zur Heimat natürlich ein wichtiger Bezugspunkt für die allmählich sesshaft werdenden Einwanderer.

Anlass für die Streiks waren die zahlreichen, fristlosen Entlassungen türkischer Arbeiter und Arbeiterinnen gewesen, die mit Verspätung aus ihrem Heimaturlaub zurückkehrten. Die Urlaubszeit der Deutschländer führte nicht nur in Deutschland zu Neid, Ärgernissen und Missverständnissen, sie erregte auch in der Türkei Spannungen. Es kam auf der „Todesstrecke“ Türkei - Deutschland zu vielen Verkehrsunfällen. Auch in der türkischen Presse gab es Gerüchte, dass die Deutschländer sehr schlechte Autofahrer seien. Ich behauptete, dass die Deutschländer sich mehr oder weniger an die Verkehrsregeln hielten, hingegen die einheimischen Autofahrer ohne jede Regel fuhren.

„Zu dieser Zeit“, fuhr Peter fort, „gab es einen speziellen paternalistischen Rassismus bei Ford. Wenn in relativ kurzer Zeit 12.000 Kollegen aus einem für damalige Verhältnisse fernen Land in eine Fabrik kommen, nehmen sie in der Hierarchie der Arbeitsplätze die niederen Ränge ein. In der Folge gibt es eine komplette Teilung der Belegschaft in die fast ausschließlich unqualifiziert arbeitende türkische Belegschaft und in die der deutschen Kollegen, die eine bessere Position hatten. Die Deutschen entwickelten eine Art gutmütiges Verhältnis zu ihren türkischen Kollegen: ‚Er ist gutmütig, er hat keine Ahnung, er ist ein bisschen dumm‘.“

Das nennt Peter paternalistischen Rassismus. Der Begriff vom „Eselstreiber“ sei damals unter den deutschen Arbeitnehmern sehr populär gewesen. „*Und wenn man nachher bedauert*“, sagte Peter, „*wie der Streik gelaufen ist, dass die Deutschen sich nämlich aus den Aktivitäten zurückgezogen haben, muss man einfach sehen, dass diese Trennung bei Ford sehr lebendig war. Diesen sehr eigenen Rassismus spürten die türkischen Kollegen natürlich sehr deutlich.*“

Der Streik begann am Freitag, dem 24. August. Hunderte türkische Arbeiter zogen mit Transparenten über das Werksgelände. Über 8.000 Arbeiter aus aller Herren Länder legten ihre Arbeit nieder. Weil sie dem Betriebsrat misstrauten, wählten sie ein Streikkomitee, dessen Sprecher Baha Targün war, der perfekt deutsch sprach und seit 1969 in der Bundesrepublik als Student, später als Dolmetscher, lebte. Er soll erst wenige Tage zuvor bei Ford

eingestellt worden sein. Mich interessierte dabei, ob Baha Targün jener Mann gewesen war, den ich im Toptaşı-Gefängnis kennengelernt hatte, und der zu weinen begann, als er über den Ford-Streik erzählte.

Peter kannte sein weiteres Schicksal nicht. „*Nach Beendigung des Streiks durch die Polizei*“, informierte mich später Wikipedia, „*wurde Baha Targün verhaftet und an die türkische Botschaft in Köln ausgeliefert, dort wurde er allerdings schon nach kurzer Zeit wieder freigelassen. Targün blieb nach seiner Freilassung noch bis 1979 in Deutschland.*“ Ich kann nicht sagen, ob die Information wahr ist. Wenn er aber, wie Wikipedia berichtet, nach seiner Rückkehr in die Türkei eine Tätigkeit als Journalist und Autor begonnen hat, um Hörspiele und Drehbücher zu schreiben, muss er in der Lage sein, den Informationen über sich zu widersprechen. Oder er muss fähig sein, zu derselben Zeit in beiden Ländern im Knast zu sein. Peter kannte auch keinen Reha.

Am letzten Tag, nach einer Auseinandersetzung zwischen den „Streikenden“ und den „Arbeitswilligen“, wurden mehrere Arbeiter festgenommen. Darunter auch Baha. Peter sagte: „*Die Hauptakteure des Streiks, die Migranten bei Ford, so zum Beispiel auch Hasan, der wie viele andere im Zentrum der Aktionen stand, sind sofort rausgeflogen. Und viele von ihnen haben Köln verlassen, weil ihre Namen innerhalb der Kölner Industrieszene so gehandelt wurden, dass sie woanders kaum einen Arbeitsplatz mehr kriegen konnten.*“ Dieser Hasan sei nach dem Streik nach Berlin gezogen. Ich fragte Peter, ob dieser Hasan vielleicht Ömer hieß. Peter sagte, nein. Er hieß Hasan.

Öfter fahre ich mit dem Fahrrad linksrheinisch in Richtung Düsseldorf am Ufer des Rheins entlang. Mir ist es immer noch ein Rätsel, aber vor kurzem fand ich mich bei einer solchen Fahrradtour in der verbotenen Zone der Ford-Werke wieder: Ein Werksmitarbeiter warnte mich mit entsetzlicher Stimme, mein Aufenthalt hier sei Hausfriedensbruch und meine einzige Chance bestünde darin, durch dasselbe Tor wieder zu verschwinden durch das ich hereingekommen war. Ich aber hatte keine Lust umzukehren und radelte weiter. Bei der nächsten Ausfahrt verlangte ein Torwächter meinen Ausweis,

stellte mehrere Fragen und flüsterte schließlich, dass ich sofort und unbemerkt hinaus müsse.

Als ich das Gelände verließ, hörte ich wie immer die Stimme meines Vaters: „Ford! Das Essen ist fertig!“

Literatur zu den Ford Streiks

Hinken, Günter: Vom „Gastarbeiter“ aus der Türkei zum gestaltenden Akteur. Mitbestimmung und Integration von Arbeitsmigranten bei Ford in Köln. In: Jan Motte, Rainer Ohliger (Hrsg.): Geschichte und Gedächtnis der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik. Klartext Verlag, Essen 2004.

Hunn, Karin: Aufstand der „Konjunktur-Kulis“. Ein Rückblick auf den „Türkenstreik“ bei Ford. In: iz3w (blätter des informationszentrums 3. welt). Nr. 264, Oktober 2002.

Hunn, Karin: Tagungsbericht: Vom „Wilden Streik“ bei Ford (1973) zur gleichberechtigten Teilhabe im Betrieb?, auf: H-Soz-u-Kult, 7. Dezember 2001
<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=20>.

Karakayali, Serhat: Lotta Continua in Frankfurt, Türken-Terror in Köln. Migrantische Kämpfe in der Geschichte der Bundesrepublik. In: Bernd Hüttner, Gottfried Oy, Norbert Schepers (Hrsg.): Vorwärts und viel vergessen. Beiträge zur Geschichte und Geschichtsschreibung neuer sozialer Bewegungen. AG SPAK Bücher, Bremen 2005.

Kessen, Peter: "Und dann haben sie aufgehört zu arbeiten" Eine alternative Integrationsgeschichte“, Deutschlandfunk, 17.11.2009
<http://www.dradio.de/download/112821>

Kraushaar, Wolfgang: Aus der Protest-Chronik. In: Mittelweg 36, 15. Juli 2004.

Schröder, Jürgen: Ford-Werke Köln – Materialien zur Analyse von Opposition Tekin, Uğur: Vergessene Migrationsgeschichte: Der Fordstreik in Köln, http://www.ifeb.uniklu.ac.at/fileadmin/ib/migration_u_kultur2011/UgurTekin.pdf.

"Wilder Streik bei Ford Köln 1973" - Film- und Diskussionsveranstaltung mit Peter Bach, Reader zur Veranstaltung: 03./04. Oktober 2009, Berlin, <http://klassenkampfblock.blog-sport.de/2009/10/13/audio-mitschnitt-der-septemberstreikveranstaltung>.

Dogan Akhanli kam 1991 als politisch Verfolgter aus der Türkei nach Deutschland Er ist für Recherche International bis heute tätig und Autor von Büchern über die historische Unterdrückung und Verfolgung von ethnischen Minderheiten in der Türkei.

MID-DOSSIERS

Die MID-Dossiers erscheinen als Online-Dossiers, zu finden unter

<http://www.migration-boell.de/web/sonstige/747.htm>

*Die mit * gekennzeichneten Dossiers können auch als pdf heruntergeladen werden.*

MIGRATION

DOSSIER Grenz- statt Menschenrecht? Asyl- und Flüchtlingspolitik in Europa

DOSSIER Transnationalismus & Migration

DOSSIER Mobility and Inclusion – Managing Labour Migration in Europe*

DOSSIER Border Politics - Migration in the Mediterranean *

DOSSIER Migration & Entwicklung*

DOSSIER European Governance of Migration*

DOSSIER Leben in der Illegalität *

DOSSIER Europa 2007: Chancengleichheit für alle!

INTEGRATION

DOSSIER Politische Partizipation & Repräsentation in der Einwanderungsgesellschaft*

DOSSIER Öffnung der Hochschule – Chancengerechtigkeit, Diversität, Integration

DOSSIER Muslimische Gemeinschaften zwischen Recht und Politik*

DOSSIER Bis in die dritte Generation? Lebensrealitäten junger Migrantinnen*

DOSSIER Herkunft als Schicksal? Hürdenlauf zur Inklusion*

DOSSIER Migration & Gesundheit *

DOSSIER Migrationsliteratur - Eine neue deutsche Literatur?*

DOSSIER Starke Jugend - Lebenswelten junger MigrantInnen

DOSSIER Religiöse Vielfalt & Integration *

DOSSIER Schule mit Migrationshintergrund*

DOSSIER Der Nationale Integrationsplan auf dem Prüfstand

DOSSIER Muslimische Vielfalt in Deutschland

DOSSIER Wirtschaftliche Potenziale von Migration & Integration

DOSSIER HipHop zwischen Mainstream und Jugendprotest

DOSSIER Multikulturalismus: Vision oder Illusion?

DOSSIER Fußball & Integration *

DIVERSITY

DOSSIER Positive Maßnahmen – Von Antidiskriminierung zu Diversity*

DOSSIER Rassismus & Diskriminierung in Deutschland*

DOSSIER Ethnic Monitoring - Datenerhebung über oder mit Minderheiten?*

DOSSIER Politics of Diversity *

DOSSIER Medien und Diversity*

DOSSIER Managing Diversity - Alle Chancen genutzt?

DOSSIER Das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz

DOSSIER Schwarze Community in Deutschland